P.O. gezen. 1919 X-1

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

F, EO

Digitized by Google

<36620189360019

<36620189360019

Bayer. Staatsbibliothek

23149.

P. o. germ.
1979 ⁿ (1 Hartma

Digitized by Google

P.o. germ. 1919 1-1

# Meister Putsch und seine Gesellen.

---

4

Digitized by Google

# Meiſter Putſch

## und ſeine Geſellen.

---

Ein helvetiſcher Roman

in ſechs Büchern

von

**Alfred Hartmann.**

Erſter Band.

Solothurn,
Verlag von Jent & Gaßmann.
1858.

Helvetia regitur hominum confusione et Dei providentia.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Vorwort.

Der vorliegende Roman beschäftigt sich sehr viel mit Politik. Er ist jedoch nichts weniger als eine Parteischrift.

Der Verfasser stand während den Stürmen, die unsrer politischen Regeneration vorangingen, außerhalb des Wirbels der Parteien; er war unbetheiligt, doch keineswegs theilnahmslos. Mehr bangend als hoffend, aber stets mit gespannter Aufmerksamkeit folgte — vom Ufer aus — sein Blick dem Schifflein, das zwischen den Klippen trieb. Die Eindrücke, die sein Gemüth damals empfing, giebt er photographisch getreu wieder, — sine ira et studio. Erscheint vielleicht dennoch Manches in seinem Bilde verzerrt und schief, so wolle man es nicht seinem bösen Willen, sondern seiner irrthümlichen Auffassung oder fehlerhaften Darstellung zur Last schreiben. Irren ist menschlich.

Findet der Leſer an den in dieſem Roman vorkommenden Perſonen hie und da bekannte Züge, ſo laſſe er ſich nicht verleiten, gleich einen bekannten Namen darunterzuſchreiben. Es war nicht die Abſicht des Verfaſſers Portraite zu zeichnen, ſondern Typen. Mußte auch Dieſer oder Jener als Modell ſitzen, ſo war es dem Maler nicht um deſſen individuelle, ſondern um deſſen Gattungs-Phyſiognomie zu thun.

Die Silhouetten einiger hervorragender und deßhalb der Zeitgeſchichte verfallener Perſönlichlichkeiten glaubte der Schreiber dieſes hiſtoriſchen Romans ſich berechtigt im Hintergrund an die Wand zeichnen zu dürfen.

Es wünſcht dem Buche unbefangene Leſer

der Verfaſſer.

# Erstes Buch.

## 1840.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Erſtes Kapitel.

## Das Schießen in Solothurn.

Das ſolothurner Schießen von Anno vierzig läßt ſich am treffendſten mit einem ſchönen Aprilſtag vergleichen. Nach Sturm und Gewitter ſäubert ſich plötzlich der Himmel, die Sonne lacht wieder einmal in freundlicher Majeſtät, es wehen lauter laue milde Lüfte und jedes Geſchöpf kriecht aus ſeinem Verſteck hervor, ſich des Lebens zu freuen. Aber ſiehe! Unvermerkt ſammeln ſich ſchwarze Wolkengeſchwader am Horizont, ein geübtes Ohr hört es in den Höhen unheimlich toſen und handkehrum brechen Sturm und Unwetter wieder los.

Ein Paar Monate vorher hatte in Zürich jene Revolution unter Pſalmengeſang ſtattgefunden, durch welche die deutſche Sprache mit dem Worte „P u t ſ ch“ bereichert wurde. Ein Paar Monate nachher brach der Freienämter-Aufſtand aus und das letzte Geklänke der Kloſterglocken von Muri und Wettingen läutete der geſammten Schweiz

einen siebenjährigen Krieg ein. Zwischen innen steht das Schützenfest von Solothurn, ein Fest des Friedens, der Versöhnung, des allgemeinen Händeschüttelns und eines durch keinen einzigen Mißklang gestörten Freudenjubels. —

Das war ein buntes bewegtes und fröhliches Leben unter den alten Linden des Festplatzes! Und welch' ein achttägiges Festconcert! Der Grundton, das dumpfe Summen des hinundherwogenden Menschenmeeres; dazwischen das Rottenfeuer der Stutzer im Schießstand, unterbrochen vom brummenden Donner der Sechspfünder; lauter Gesang, Becherklang und fröhliches Jauchzen an allen Enden und Ecken; endlich, bald näher bald ferner, die gellenden Klänge der Blechmusik, welche die ankommenden und abgehenden Schützengesellschaften begleitete. —

Am muntersten ging es begreiflich in jener weiten offenen aus Balken und Brettern schmucklos zusammengezimmerten Halle zu, welche nach schweizerischem Sprachgebrauch den Namen „Speisehütte" trug. Hier wurde gegessen, mehr aber noch getrunken, gejubelt, toastirt. An den hundert Tischen saß Alles bunt durcheinander, — der Handwerksbursche neben dem Patrizier, das zierliche Bernermädchen neben dem Geistlichen in Soutane

und Rebelſpalter, der urchige Liberale neben dem Stock-Ariſtokraten (ſo wurden damals die Parteien noch titulirt). Alte Feinde tranken miteinander eine Flaſche der Verſöhnung nach der andern.

Wer als aufmerkſamer Beobachter zwiſchen den langen Reihen der Tiſche umherging, ſtieß nicht ſelten auf intereſſante Perſönlichkeiten und ſchweizeriſche Notabilitäten jener Tage und eine ironiſche Laune des Zufalls ſchien ſich häufig einen Spaß daraus gemacht zu haben, Männer vom heterogenſten Charakter und den auseinandergehendſten Anſichten hier zuſammenzubringen. Und das Friedens- und Verſöhnungsaroma, womit die Athmosphäre während jenen Paar Tagen nicht minder geſchwängert ſchien, als mit dem köſtlichen Blüthenduft der Linden des Feſtplatzes, mochte wohl die geheime Urſache ſein, warum jene Leute ſich ruhig mit einander zu unterhalten und ſogar wohlwollend mit den Gläſern anzuſtoßen vermochten.

An jenem Tafelende z. B. erblicken wir einen wohlgenährten, höchſtanſtändig gekleideten Herrn, einem Manne kordial die Hand ſchütteln, deſſen grüner fadenſcheiniger Schützenrock, deſſen in das Dunkel einer ſchwarzen Militär-Kravatte verſchämt ſich zurückziehende Vatermörder und deſſen zer-

zauster röthlichblonder Schnurr- und Knebelbart auf mehr Genialität als ſolide Hausordnung ſchließen laſſen. Der wohlgepflegte und wohlgenährte Herr, deſſen kluges Auge mehr Geiſt verräth, als man hinter dem runden blühenden Canonikus-Antlitz zu ſuchen geneigt wäre, iſt der berühmte Paſtor von Lützelflüh. Der andere, eine Erſcheinung, die ſehr nahe an den bummelnden Proletarier ſtreifen würde, hätte die Natur nicht den unverkennbaren Stempel des Genies auf die kahle Stirn gedrückt, iſt der nicht minder berühmte Carrikaturen- und Kalenderzeichner, Pfaffenfeind und Schweizerſchlachtenmaler. Der Paſtor gilt zwar — wir zählen Anno vierzig — noch immer für einen liberalen Geiſtlichen. Daß er aber nicht dennoch im nächſten Kalender unter der Sammlung der „ſchwarzen Vögel" figuriren wird, dafür möchte ich ihm nicht Bürge ſein; denn um des Malers hellgraues Auge ſeh' ich einen ſchalkhaften Zug vibriren; was den Kalendermann jedoch nicht hindert, mit dem Pfarrherrn um ſo freundſchaftlicher anzuſtoßen, als letzterer keineswegs ein Freund von gemeinem Gewächſe, ſondern Kenner eines guten Tropfens iſt und die Gläſer mit nichts Geringerem als mit einem Yvorne feinſter Sorte gefüllt ſind.

Wenden wir uns zu einer andern Gruppe. Ein dicker alter Mann von kleinſtädtiſchem Habitus und ziemlich unbedeutenden Geſichtszügen, bildet hier den Mittelpunkt eines anſehnlichen Gedränges. Wir erkennen in ihm den raurachiſchen Andreas Hofer, jenen durch Diſteli's Kalender zu einer Berühmtheit gewordenen „General". An ſeiner Seite erblicken wir einen ſchlanken ſchwarzlockigen Herrn, mit dem rathhausfähigen ſchwarzen Fracke angethan, — den Führer der Stadtbasler-Schützen, die, nach zehnjährigem Schmollen, heuer zum erſtenmal wieder einen eidgenöſſiſchen Feſtplatz beſuchen. Der dunkelgelockte Herr im ſchwarzen Frack iſt deßhalb der Löwe des Tages. Wir haben nicht gehört, was er eben ſprach; jetzt erhebt er ſich, — er ergreift und ſchüttelt die Hand des „Generals". Tauſendſtimmiger Jubel, donnerndes Bravo erſchallt, denn durch dieſen Händedruck haben zwei feindliche Geſchwiſter, die ſich zehn volle Jahre lang in den Haaren lagen, wieder Frieden gemacht; dieſer Händedruck gibt dem Feſt erſt ſeine Weihe: — eine große Verſöhnung kann gefeiert werden. Man drängt ſich um den Tiſch, wo die große That geſchah, — jeder will die beiden Helden des Tages ſehen, ein Wort, einen Blick von ihnen erhaſchen. Ein

ſatyriſcher Schalk klopft dem General auf die Schulter und begrüßt ihn mit den Worten: „Sie ſind mir doch ein lebendiges Beiſpiel, wie man berühmt werden kann," — was der Gute als ein feines Kompliment zu Handen nimmt. — — Es iſt eine Komödie, die hier geſpielt wird, und die Acteure nicht alle von der erſten Stärke, — aber eine Komödie von Bedeutung und ſegensreichen Folgen. Denn der Bauerngeneral und der Herr im Rathsherrenfrack repräſentiren zwei Bruderſtämme, die einſt im Zorn auseinandergegangen ſind, ſich aber nicht entbehren können, ſondern unwiderſtehlich ſich wieder entgegenſtreben.

Zwei Männer ſehen wir dieſe Verſöhnungsſcene mit feinem Lächeln beobachten. Wiewohl ſie nur ganz ſchlichte grüne Schützenröcke tragen, werden ſie dennoch von der Menge mit beſonders achtungsvoller Zuvorkommenheit berückſichtiget, die ihnen Platz macht, wohin ſie ihre Schritte wenden und hinter ihnen die Köpfe zuſammenſteckt und flüſtert. Der kleinere mit dem ſcharfblickenden grauen Auge und dem herumgelegten Hemdekragen, um welchen das Halstuch nur loſe ſich ſchlingt, iſt der antretende, — jener andere große ſtattliche iſt der abtretende Präſident der allgemeinen ſchweizeriſchen Schützengeſellſchaft. Indem

ſie durch die fröhliche Menge wandeln, grüßen ſie bald rechts bald links und ſchütteln alten und neuen Bekannten, die an ſie herantreten, die Hand; bald unterreden ſie ſich leiſe, Wichtiges — aus ihren Mienen zu ſchließen — abwägend und berathend. Es iſt wohl ſchon der Umbau unſeres Schweizerhauſes, den ſie beſprechen, den Plan zu jener neuen Burg ſchweizeriſcher Freiheit, auf deren höchſter Zinne ein Jahrzehnt ſpäter die beiden als oberſte Wächter beſtellt wurden.

Wir gehen wieder um einige Tiſche fürbas. Um einen Graukopf, deſſen Geſicht von Wein und Leidenſchaft geröthet, gleich einem Gletſcher im Abendlichte glüht, hat ſich ein ziemlicher Hofſtaat meiſt jüngerer Männer geſammelt, von denen manche noch die Studentenmütze tragen. Der alte Herr hat ſich erhoben und hält, durch den lauten Beifall ſeiner Zuhörer öfters unterbrochen, eine donnernde Philippika gegen das verrottete, wurmſtichige, in die Plunderkammer gehörende Möbel, welches man in der Schweiz eine Bundesrepublik zu nennen beliebe. Hierauf entwickelt er, von einem oberſten Grundſatze ausgehend, mit ſcharfer Dialektik und hinreißender Suade den Plan zu einer regenerirten Schweiz; weder Nagel noch Schraube blieb an der Muſterrepublik ver-

geſſen, — nur ein's fehlte: der feſte Grund und Boden, worauf dieſes Meiſterſtück philoſophiſcher Staatsrechtslehre hätte geſtellt werden können. Dieß war jedoch das letzte, um was ſich der Redner und ſeine Zuhörer bekümmerten, da die aus den entkorkten Flaſchen herausgeſtiegenen Geiſter ſtark genug erſchienen, das ſchwebende Gebäude bis auf weiteres ſchwebend in den Lüften zu halten.

Verlaſſen wir jetzt die wimmelnde, Lärm erfüllte „Speiſehütte", ſammt den darin weilenden Celebritäten und folgen wir einem Paar, das — vom Menſchenſtrom ſich treiben laſſend — mit unſichern, faſt zaghaften Schritten die Lindenallee hinauf ſich bewegt, welche zum „Gabentempel" führt.

Denke dir, geehrter Leſer, einen gelblichweißen frackähnlich zugeſchnittenen Halbleinkittel mit ſtehendem Kragen und breiten tiefhinunterhängenden Schößen, — denke dir ein Beinkleid von gleichem Stoff und Farbe, um die Knöchel herum eng und zugeknöpft, — ein Paar Schnallenſchuhe, eine rothe Weſte, eine weiße Zipfelmütze und einen ſchwarzen Wollhut darüber. Stecke in dieſe Kleidung eine lange, ſtarkgebaute aber etwas gebeugte Geſtalt, mit wettergebräuntem Antlitz und in's

Graue hinüberſpielenden Haaren. Dann haſt du das getreue Bild des Mannes, der von den Leuten, die ihn kannten, Schloßhans genannt wurde. An der braunen ſchwieligen Hand des Alten ſich haltend, ging ein Mädchen in berniſcher Bauerntracht, — zwar nicht nach dem „bäuriſchen Modejournal", doch nett und ſauber gekleidet, mit ſchwarzem Mieder, ſilbernen Göllerkettchen, einem Vorhemdchen und bauſchigen Aermeln, weiß wie Schnee, einem gelben „Schwebelhütchen" und über den Rücken herunterhängenden kaſtanienbraunen Zöpfen.

Vater und Tochter kamen nur langſam vorwärts. Bald prallten ſie von einem Trupp in übermüthiger Weinlaune daherziehender Männer, bald von einer Gruppe geputzter Stadtdamen ab, bald ſchloſſen ſie ſich einer Schaar neugieriger Landleute an und ließen ſich willenlos vorwärts ſchieben, — überwältigt und confus von der Menge neuer ungewohnter Eindrücke und Anſchauungen. „Hätten wir nur den Fritz wieder gefunden", — ſagte das Mädchen, indem es ſich ängſtlich an den Alten drängte. Dieſer überhörte, was das Kind ſprach und ſagte kopfſchüttelnd für ſich ſelber: „das ſieht ja hier aus, wie in einer katholiſchen Kirche." —

Dieſe Vergleichung war treffend. Die vierfache Lindenallee war kein Nachbild, wohl aber ein deutliches Vorbild des Hauptſchiffes und der beiden Nebenſchiffe eines gothiſchen Doms. Im Hintergrund erſchien der Gabentempel auf deſſen Zinnen die bunten Schützenfahnen flatterten, als ein reich geſchmückter Hochaltar.

Eben nach dieſem Hochaltar des Schützenfeſtes drängte die Hauptſtrömung des Menſchenmeeres, das auf dem grünen Plane wogte. So kam es, daß auch der „Schloßbauer" und ſein Kind endlich dahin gelangten. Hinter Spiegelſcheiben waren da in zierlicher Anordnung alle die Herrlichkeiten ausgeſtellt, welche die geſchickten und glücklichen Schützen als Preiſe nach Hauſe tragen ſollten. Da ſah man in ausgewählten Exemplaren des Schützen Waffe, den Stutzer, der auch wieder des Schützen Lohn werden ſollte, — ſchöne Piſtolen, — ſilberne Becher von den verſchiedenſten Formen, — ein Paar ausgeſuchte goldene Uhren, die bedeutſame Gabe der Republikaner in den Neuenburgerbergen, — Silberbeſtecke in eleganten Käſtchen; — dann auch allerlei fremde Münzen, welche auf weißer Seide oder rothem Sammt zu ſinnreichen Zeichnungen geordnet waren, die heimwehduftenden Opfergaben, mit welchen die Schwei-

zer in London, Konſtantinopel, New-York, Rio, oder ſonſt wo in der weiten Welt, des heimiſchen Feſtes gedacht hatten; — nicht minder die Geſchenke von zarter Hand, die zierlich geſtickten oder geſtrickten Reiſetaſchen, Cigarren-Etuis, Schärpen u. ſ. w.; — endlich die Hunderte rother, weißer, gelber, grüner, blauer ſeidener Säckel, welche die Geldprämien für die ſieben Stichſcheiben und die ſiebenmal ſieben Kehrſcheiben enthielten.

Bäbelis junge Augen konnten ſich faſt nicht ſatt ſehen an all dem Glanze.

„Lug doch, lug doch, Ätti, wie ſchön", — rief es, den Vater jedesmal am halbleinenen Aermel zupfend, wenn wieder eine neue Herrlichkeit ſeine Blicke auf ſich zog. Aber der Schloßbauer wollte keineswegs in den lauten Jubel des Kindes mit einſtimmen, ſondern ſchüttelte bedächtig und bedenklich den Kopf. „Zu meiner Zeit", — ſagte er, „war ich auch ein Schütze und keiner von den mindern. Damals war die erſte Gabe ein ſchönes Schaaf oder ein Käſe oder ein Mütt Korn. Dieſes iſt ein Herrenfeſt. Sollten aber einen Haag machen rings um den Platz, daß das gemeine Volk nur von weitem zuſchauen könnte. Unſereinem wird doch nicht recht wohl hier bei den

Herren." — Dieſe Worte verhallten ungehört im Geſumme der Menge.

Wie der Bauer und ſein Kind vom Strom der Menge zum Gabentempel getrieben worden waren, ſo wurden ſie auch wieder mit fortgeriſſen und gelangten, ohne daß ſie eigentlich dahin zielten, in die Speiſehütte. Verlegen bewegten ſie ſich zwiſchen den dicht beſetzten Tiſchen und ſchauten ſich nach einem leeren Platze in irgend einem beſcheidenen Winkel um, wo ſie allein oder bei ihres gleichen abſitzen, die vom Herumſtehen auf dem Feſtplatz ermüdeten Glieder etwas ausruhen und den vertrockneten Gaumen mit einer Erfriſchung erlaben könnten.

Nirgends ein leerer Tiſch. Von der wogenden Menge und den dienenden Geiſtern, denen ſie überall im Wege ſtanden, ziemlich unſanft hin und her geſtoßen, kamen ſie endlich zum ſogenannten „Comitetiſch", jenem bevorzugten, unmittelbar vor der Rednerbühne befindlichen Platze, den die Leiter des Feſtes für ſich und die notabelſten Gäſte vorbehalten hatten.

Einer der Herren mit der roth und weißen Seidenſchleife am Arm, bemerkt den verlegenen Vater und ſein ſcheues Töchterlein. Eine erwünſchte Gelegenheit ſich populär zu machen!

„Hieher, Alter, mit deinem Jüngferchen, — hier iſt noch Platz!“ —

Aber der Bauer ſträubt ſich: „Es ſchicke ſich nicht, daß Einer im Halbleinkittel an den Herrentiſch ſitze.“ — „Hier gibt es keine Herren; hier ſind wir Alle gleichberechtigte Kinder unſerer Mutter Helvetia, möge nun einer den Rock eines Rathsherren oder jenen eines beſcheidenen Tauners tragen,“ — ruft der Herr mit der ſeidenen Armbinde. „Nur hergeſeſſen, alter Vater; und das Meitſchi auch. Eine Flaſche Schützenwein, für die braven Leute. Eingeſchenkt und angeſtoßen!“

Da ſaßen nun der Schloßbauer und ſein Bäbeli, ſie wußten ſelber nicht wie, mitten unter Regierungsräthen, Tagſatzungsgeſandten, Zeitungsredaktoren und andern Notabilitäten, die ſich hier zu heimlichen und wichtigen Staatsactionen ein Stelldichein gegeben hatten. Für einen Augenblick wurde der alte Halbleinmann der Mittelpunkt des Mittelpunktes des Feſtes. Jede der politiſchen Größen, die hier beiſammenſaßen, wollte an dem Bauer zeigen, wie gut er es mit dem Volke meine und wie wenig er, der ja auch aus dem Volke hervorgegangen, ſich ſeines Urſprungs ſchäme. Und um ad oculos zu demonſtriren, daß der Stolz durchaus nicht ſeine ſchwache Seite ſei,

beſtrebte ſich jeder, dem Alten etwas Angenehmes zu ſagen, ihm einzuſchenken und mit ihm anzuſtoßen.

All die ſchönen Redensarten fielen aber auf ein äußerſt unfruchtbares Erdreich. Denn erſtens wurmte den Schloßbauer der „Tauner", welchen jener Comiteherr hatte fallen laſſen; zu den Taunern zählte er ſich dann doch noch lange nicht. Zweitens machte ſich ein dunkles Gefühl bei ihm geltend, welches ihm ſagte: „die Herren treiben doch nur ihr Narrenſpiel mit dir." —

„Bringſt du den Zins auf's Schloß", ſo ſurrte es in ſeinem Innern, — „und der Junker Oberherr läßt dir eine Flaſche aufſtellen im ſteinernen Vorſaal und diskurirt dann mit dir, dieweil du deinen Wein trinkſt und ſpazirt dazu, die Hände auf dem Rücken, hinauf und hinunter: — ja, das heiß' ich eine Ehre; denn der Junker Oberherr iſt ein Herr und ein rechter. Aber dieſe da? Schreibervolk, wer weiß ob nicht ſelber aus irgend einer Taunerhütte hervorgekrochen. Und wer weiß, was ſie wollen mit ihren ſchönen Reden? Denn die thun nichts umſonſt, — die ſind keine rechten Herren." — Saß deßhalb ſteif und ſtumm und der Schützenwein, ächter Vierunddreißiger, dünkte ihn bitter und ſauer.

Und Bäbeli? Bäbeli war noch ein halbes Kind, aber ein hübſches, nicht groß aber gut gewachſen, mit feinen Gliedern und runden zierlich gedrechſelten Formen. Aus ſeinen braunen Augen ſtrahlte innere Fröhlichkeit und in der Tiefe derſelben hätte Einer leicht noch mehr entdecken können.

Die Landammänner, Regierungsräthe, Tagſatzungsgeſandte und wie die Comiteherren ſonſt noch betitelt ſein mochten, beſchränkten ſich nicht darauf, dem alten Schloßbauer den Hof zu machen, ſondern dehnten ihre Leutſeligkeit — und zwar mit Vorliebe — auch auf Bäbeli aus. Zuerſt gerieth daſſelbe in einige Verlegenheit, als es bald von dieſem, bald von jenem Stadtherren angeredet und geneckt wurde. Da beſann es ſich aber, daß es daheim weder dem Schulmeiſter, noch dem Pfarrer, noch ſelbſt dem Junker Oberherren je eine ſchickliche Antwort ſchuldig geblieben ſei; worauf das Kind ſeine Schüchternheit bezwang und die Neckereien ſo geſalzen erwiederte, daß darob oft der ganze Comitetiſch in ein einhelliges Gelächter ausbrach und zwar keineswegs auf Koſten Bäbelis; — und nach und nach einer der Herren nach dem andern zur Einſicht kam, er habe es zweimal zu überlegen, bevor er einen Witzpfeil gegen das Mädchen losdrücke.

Bald ward jedoch des Schloßbauern Bäbeli von etwas anderem ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß es kaum noch mit halbem Ohr auf die mehr oder minder feinen Späſſe horchte, mit denen die „Volksmänner“ das Kind des Volks zu unterhalten ſtrebten.

## Zweites Kapitel.

## Fritz Waldmann.

Es gibt Leute, welche behaupten, der Brennpunkt der eidgenössischen Schützenfeste sei gar nicht der Schießstand, sondern jene mit Moos, Immergrün und farbigen Fähnchen geschmückte Kanzel, über welcher die Worte: „Frei der freie Mann zum freien Volk" oder ein Spruch ähnlichen Sinnes geschrieben steht. Es komme gar nicht darauf an, was der äußere Anlaß dieser großen Volksversammlungen sei, ob dabei in die Scheibe geschossen, gesungen oder gekegelt werde. Anno vierzig mindestens war es so, wie diese Leute sagen. Der Festplatz war weniger das Stelldichein der sogenannten „Schützenkönige", als ein Rendezvous aller politischen Notabilitäten der Fortschrittspartei.

Der „Schützenvorort" war damals der einzige Fleck Erde in der Eidgenossenschaft, wo die Schweiz über den Kantonen stand, — jene moosbekränzte Kanzel die einzige Tribüne, von welcher herunter

die Gewaltigen des Wortes zum ganzen Schweizervolk sprechen konnten, ohne von „Instruktionen" gebunden zu sein. Kein Wunder, daß an jedem Tage des Festes, vom Momente an, da bei der Mittagstafel der Toast auf's Vaterland hergebrachtermaßen den Reigen eröffnete, ein Redner nach dem andern die Stufen zur Tribüne hinanschritt.

Zu jener Nachmittagsstunde, als der Schloßbauer und seine Tochter am Comitetisch saßen, hatten die vornehmsten Olympier, der Festpräsident Munzinger, Näff und Curti aus St. Gallen, Casimir Pfyffer aus Luzern, Drüey aus Waadt, schon gesprochen. Die Halbgötter waren nun an der Reihe.

Als Bäbeli den ersten Redner aus der Moosbekleidung der Tribüne hervortauchen sah, frug das neugierige Kind, wer wohl der blasse Mann mit dem traurigen Blicke sei. „Ein deutscher Flüchtling, der nun bei uns Schulmeister ist," war die Antwort. Die Flüchtlinge waren damals in der Schweiz noch interessant. Sie hatten noch nicht, gleich Heuschrecken, zu Zehntausenden das Land überzogen. Der fremde blasse Mann mit dem melancholischen Auge sprach vom Glück, eine Heimat zu haben, und schilderte mit beredten

Worten den Jammer des Verbannten. Die unruhige Menge würde mit größerer Aufmerksamkeit ihm zugehört haben, hätte sie eine Ahnung davon gehabt, daß der hochdeutsch sprechende Schulmeister etliche Jahre später ein Hauptredner der Frankfurter Paulskirche und eine der ersten Größen jenes Professoren-Parlaments sein würde, welche schließlich eine nach der andern zwischen die reaktionären Stühle und die revolutionären Bänke fielen.

Auf den melancholischen deutschen Schulmeister folgte ein blonder Ostschweizer, strotzend von Festfreude und Wörterfülle. Sein Toast ergoß sich wie ein Gießbach im Frühling. Er erzählte dem Volk, das immer dichter sich herbeidrängte, einen Traum. Er verkündete, was die eidgenössische Mutterfahne dort oben auf der Fahnenburg in stiller Mitternacht zu den um sie versammelten Töchtern, den Kantonalfahnen, gesprochen habe von Geschwisterliebe und Eintracht. Unendlicher jubelnder Beifall überschüttete den Redner, dem es gelungen war, der Stimmung des Tages Worte zu leihen; er wurde einer der Löwen des Festes. Wandelbare Gunst der Menge! Zwei Jahre später jagte mit Hohngeschrei und Pfeifen dasselbe Volk denselben Redner von der Tribüne und

nannte ihn ſpottweiſe: „Den Träumer von Solothurn.“ — —

Der lärmende Beifall, die Blechmuſik, welche mit einem ſchmetternden Stücklein in den Jubel eingefallen war, ließ den Namen des nächſtfolgenden Toaſtbringers, den der Feſtpräſident nun nannte, überhören. Es war, als durchzucke ein elektriſcher Funke des Schloßbauern Kind, als derſelbe in ein paar raſchen Sprüngen die Schützenkanzel beſtieg. Es konnte einen Schrei der Ueberraſchung nur halb unterdrücken, wurde roth vom Saum ſeines ſchwarzſammtenen „Göllers“ bis zum Scheitel hinauf, wo ſein zierliches Schwebelhütchen ſaß und reckte dann den ſchlanken Hals, als ob es ein Leben gegolten hätte, kein Wort des Trinkſpruches zu verlieren, der jetzt gehalten werden ſollte. Auch im Schloßbauer ſelbſt hätte ein aufmerkſamer Beobachter einige Aufregung wahrnehmen können, welche ſich durch ein kaum merkliches mißbehagliches Rutſchen auf dem Banke offenbarte.

Es war ein junger Mann, faſt noch ein Student, welcher nun mit feſten Blicken die Menge überſchaute und dann mit ſicherer volltönender Stimme zu ſprechen begann. Es habe, — ſo lautete der Inhalt ſeines Trinkſpruchs, — der

Vorredner uns eine gemüthliche Familienszene zwischen der eidgenössischen Mutterfahne und ihren Töchtern geschildert. Er für seinen Theil wünsche den Töchtern etwas mehr Bescheidenheit: sei ja die Mutter doch noch immer die schönste und werde auch hoffentlich ihre Töchter noch alle überleben. Jetzt sehe man den Wald vor lauter Bäumen, das Vaterland vor lauter Vaterländern nicht. Wie lange werde noch, — frug der Redner, — die Jungfrau Helvetia sich von einer Menagerie von Bären, Löwen, Adlern, Steinböcken und Basilisken umschwärmen lassen müssen, gleich der Zauberin Circe? Wie lange werde es noch gehen, bis man sich ein Herz fasse, die wuchernden Zäune auszureißen, womit der Schweizer 22 Heimwesen umhaget seien, um dann eine einzige schöne große Heimat zu gewinnen? — Er bringe seinen Toast dem weißen Kreuz im rothen Felde, in erhabener Einsamkeit auf der höchsten Zinne des Vaterlandes aufgepflanzt. — —

Als der Redner zu Ende war und den silbernen Pokal an die Lippen setzte und die drei Schüsse vom Blumenstein herüber donnerten, jubelte zwar die Menge, vom feurigen Redestrom hingerissen, so wie sie den meisten Rednern Beifall gejubelt hatte. Aber die Herren am Comitetisch blieben

ſtill und ſchüttelten die Köpfe. Einige runzelten die Stirn', als wollten ſie ſagen: „was braucht uns der da aus der Schule zu ſchwatzen?“ — Andere lächelten vornehm, als dächten ſie: „werde erſt trocken hinter den Ohren, bevor du dich in die höhere Politik zu mengen wagſt!“ — Alle aber frugen, wer wohl der junge Mann ſei, der ſo keck geſprochen habe.

„Das war unſer Fritz,“ — rief Bäbeli vorlaut und wurde dann wieder roth wie eine Pfingſtroſe.

„Das war mein Sohn,“ — erläuterte der Schloßbauer, nachdem er, als hätte er über einen Aerger Meiſter werden wollen, ein Paar tüchtige Züge aus ſeinem ſilberbeſchlagenen Ulmerkopf gethan. „Das war mein Sohn, der leider ſtudirt hat, ſtatt von ſeinem Vater den Pflug halten und den Dreſchflegel ſchwingen zu lernen.“ —

Der Feſtpräſident, jener hagere Mann im grünen Schützenrock, mit dem umgelegten Hemdekragen und den durchdringenden grauen Augen, der eben hinter dem Bauer vorbeiging, klopfte demſelben auf die Schulter und ſprach: „gebt Euch zufrieden, Alter; aus Euerem Sohne wird was Rechtes. Denkt nur, ich hätte es Euch geſagt.“ — Aber der Schloßbauer ſchüttelte ungläubig

den Kopf und ſprach brummend vor ſich: „ja, wenn ein Zungendreſcher etwas Rechtes wäre!“

Bäbeli ließ dem Vater keine Ruhe mehr. Sie wollten dem Fritz nach, — bat das Kind, — bevor er ſich wieder in der Menge verlöre. Der Bauer war ſelber froh, einen Anlaß zu haben, vom Comitetiſch, an welchem er nicht viel beſſer als auf Kohlen ſaß, aufzubrechen. Er verſäumte jedoch nicht, trotz allem Zureden und der Verſicherung, daß es an dieſem Tiſche nichts koſte, ſeine beſtellte Flaſche zu bezahlen, bedankte ſich dann für die unverdiente Ehre, hier haben ſitzen zu dürfen, langte den Zunächſtſitzenden die Hand und verſchwand — von Bäbeli am halbleinenen Rockſchoß gezogen — im auf- und abwogenden Gewühle. —

Unten an der Treppe der Schützenkanzel wartete auf den jungen Redner, welchen Bäbeli „unſern Fritz“ genannt hatte, jener Graukopf mit weingeröthetem Geſichte, dem wir bei unſerer Rundſchau in der Speiſehütte an einem mit Studenten und leeren Flaſchen dicht beſetzten Tiſche begegnet ſind.

„Gut geſprochen, junger Menſch,“ — rief der alte Herr dem Herunterſteigenden entgegen. „Ich habe in Ihren Worten meinen Schüler erkannt

und bin ſtolz auf Sie. — Aber," — fügte er dann mit leiſerer Stimme bei, als nun Fritz dicht neben ihm ſtand, — „mit Worten allein iſt es nicht gethan. Wir müſſen handeln. Wir müſſen agitiren, conſpiriren, revolutioniren. Begleiten Sie mich. Wir haben einen proviſoriſchen Volksausſchuß conſtituirt. Sie gehören auch dazu." Und der alte Demagoge legte ſeinen Arm in den Arm des jungen Mannes, zufrieden einen kräftigen Führer gefunden zu haben, der ſeine etwas ſchwankenden Schritte durch das ſchiebende und ſtoßende Gedränge lenken konnte.

Nun ging's, ſo gut es eben gehen wollte, vom Feſtplatz nach der Stadt. Dort ſteuerte der Graukopf, welchem der Wein nur die Beine dienſtunfähig gemacht hatte, mit ſeinem früheren Schüler in eine ziemlich obskure Kneipe, wo in einem halbdunkeln Hinterzimmer ungefähr ein Dutzend Männer um ebenſo viele Flaſchen verſammelt waren.

Die Anweſenden waren Malcontente aus verſchiedenen Theilen der Schweiz, meiſtens junge Männer, welche beim Graukopf, — einem berühmten Profeſſoren des revolutionären Staatsrechts, — ihre politiſchen Studien gemacht hatten. Nebſt dieſen waren auch einige Landsleute des

Herrn Profeſſors da, nämlich flüchtige deutſche Revolutionärs, ächtes Hochgewild für die hohe Polizei jenſeits des Rheines. Der Reſt beſtand aus jener Klaſſe harmloſer Sanskülotten, welche des lieben Bummelns willen der Revolution zugethan ſind, Fürſten gleich Auſtern verſchlingen, wenn eine gute Flaſche vor ihnen ſteht, aber im Grunde es kaum über das Herz brächten, einen royaliſtiſchen Floh zu knicken, — eine ungefährliche, kurzweilige Sippſchaft, die leider am Ausſterben iſt.

Es war bereits eine ziemlich lebhafte Polemik im Gang. Ein blaſſer Mann mit Brille und norddeutſcher Ausſprache bemühte ſich, die Grundrechte der Menſchheit zu entwickeln, ohne die ein freies Volk gar nicht denkbar ſei, und welche zu debatiren, feſtzuſtellen und förmlich zu proklamiren die Schweizer ſchon auf dem Grütli, ſo wie bei allen andern ſpäter ſich darbietenden Gelegenheiten ſtets verſäumt hätten. Dieſe Argumentation war zunächſt gegen einen weingrünen Burſchen mit üppigem rothem Schnurbart gerichtet, welcher mit ausgezogenem Rock ſich behaglich auf ſeinem Stuhle ſchaukelte, der ab- und zugehenden Kellnerin den Arm gelegentlich um den Leib ſchlang und fleißig den entkorkten Flaſchen zuſprach.

Als der blaſſe Norddeutſche, der früher Redakteur eines belletriſtiſchen Journals in Leipzig geweſen war, zu Ende geſprochen hatte, blies ihm der Rothſchnauz eine dichte Rauchwolke unter die Naſe und hielt folgende, durch häufige Anfeuchtungen der Zunge unterbrochene Gegenrede: „Grundrechte? Larifari! — — Septembermannen in Zürich ſammt der Tagſatzung zum Teufel jagen, — fremde Geſandte verfluchte Aufſchnüfler über die Grenze führen, — Muri, Wettingen, St. Urban und andere reiche Pfaffenneſter ausnehmen, — Wein in den Kloſterkellern dem Volk gratis auswirthen und mit Geld den Patrioten Schulden bezahlen. Das wahre Grundrechte, bei Gott! Ein Zopf, ein Ariſtokrat, ein Pfaff, wer's anders meint, bei Gott!" —

Das ſtark betonte ch im Wort „Grundrechte" beurkundete im Sprecher einen Schweizer vom reinſten Blute, hätte es nicht ſein von allem unfruchtbaren Theoretiſiren ſich fernhaltendes, auf höchſt praktiſche Reſultate abzielendes Votum auch ſonſt erwieſen. Der Sohn Helvetiens hatte die meiſten ſeiner Landsleute auf ſeiner Seite, welche ſeine Rede, die mit ihren Infinitiven wie mit Hagſtecken dreinſchlug, mit lachendem Bravo begrüßten. Etliche Deutſche dagegen, meiſtens dem

Lehrſtand angehörend, traten ſehr entſchieden für die angefochtenen Grundrechte, als das unentbehrliche Fundament des modernen rationellen Staates, der Univerſal-Republik, in die Schranken, in vielfachen Citaten Hegel, Feuerbach und andere philoſophiſche Celebritäten ihrer Schule als Gewährsmänner anrufend.

Der Graukopf, von welchem Fritz in dieſen Klubb war eingeführt worden, hatte indeſſen für ſich und ſeinen jungen Begleiter eine Flaſche vom beſten Neuenburger beſtellt, — das Lieblingsgetränk des alten Herrn. Nachdem er mit Behagen ein Kelchglas des perlenden purpurnen Weines, der die klaſſiſche Sternprobe auf's Beſte beſtanden, geſchlürft hatte, ergriff er ein auf dem Tiſche liegendes Meſſer und klopfte damit, Stillſchweigen gebietend, an ſein geleertes Glas.

„Laßt's gut ſein, Kinderchen", begann er, ſich an die ganze Geſellſchaft wendend. — „Wie man Revolutionen macht, davon verſteht ihr Alle nichts, — davon laßt mich reden. Grundrechte? Ganz recht! Das Urrecht des Volks zur permanenten Revolution, das wollen wir auch einmal in Paragraphen bringen, wenn die grobe Arbeit gethan ſein wird. — Klöſter aufheben? Diplomaten zur Thüre hinauswerfen? Charmant! Aber auch

damit fängt man nicht an. Es muß Einer erſt Finger haben, bevor er eine Fauſt machen kann. Erſt müſſen wir in allen Kantonen, in allen Bezirken, in jedem Dorfe Volksvereine ſtiften. Wer für uns iſt, muß unter die Fahne ſtehen; wer wider uns iſt, wird als Ariſtokrat, Zopf und Volksfeind ſummariſch todtgeſchlagen, — vorläufig moraliſch in den Zeitungen. Iſt uns eine Regierung im Weg, ſo ſchreiben wir eine große bewaffnete Volksverſammlung aus, marſchiren vor's Rathhaus und helfen den ſchlotternden Herren von ihren grünen Seſſeln herunter. Auch der alten Mama Tagſatzung ſoll's nicht beſſer gehen. Dann iſt der Volksverein die Eidgenoſſenſchaft, die Klubbs ſind die Kantone und im Wirthshaus wird regiert. An den kleinen Kriſtal, der ſich am Fuße der Alpen gebildet, ſetzt ſich Würfel nach Würfel an. Die deutſche, die franzöſiſche und italieniſche Republik werden über Nacht aus dem Boden herauswachſen und die helvetiſche allmählig aufgehen in den mächtigen Töchtern. Dann wird die Morgenröthe der Freiheit leuchten der ganzen geknechteten Welt und das tauſendjährige Reich der permanenten Revolution, des Ideals aller Staatsformen, ſeinen Anfang nehmen." — —

Unterdeſſen war ein Knabe in ſchwarzer

Sammtblouſe eingetreten, muſterte erſt mit keckem Blicke die Anweſenden und ſetzte ſich dann Fritz gegenüber an die andere Seite des Redners, welcher — als ob es ſich von ſelbſt verſtände — den Präſidentenſtuhl am langen Wirthstiſch eingenommen hatte.

Die Erſcheinung des jungen Menſchen hätte — ſelbſt ohne das bedeutſame Augenzwinken des Eidgenoſſen, der die Grundrechte mit Infinitiven todtgeſchlagen hatte — die Aufmerkſamkeit unſeres Fritz auf ſich gezogen. Die Formen, die ſich unter der ſchwarzen Sammtblouſe bargen, waren nicht die eines halberwachſenen Knaben, ſondern viel runder und weicher. Die Füße, welche aus dem weiten weißen Beinkleid hervorguckten, waren klein und in feine Glanzlederſtiefelchen gekleidet, die Hände weich und weiß und unter der Mütze hervor, die keck auf dem Ohre ſaß, fiel die Fülle der braunen Haare zurückgekämmt bis auf die Schultern hinunter.

„Gut, daß du mich gefunden, Fränzl," — rief der Profeſſor des Barrikaden-Staatsrechts dem jungen Ankömmling zu, als er mit ſeiner Apologie der permanenten Revolution zu Ende war. „Ich habe mir während deiner Abweſenheit eine andere Stütze für meinen ſchwachen Leichnam ſuchen

müſſen. Schenke dir ein und ſtoße mit deinem Stellvertreter an; — ihr müßt noch gute Freunde werden."

Ohne die geringſte Spur von Verlegenheit zu verrathen, ergriff der Jüngling in der ſchwarzen Sammtblouſe, das mit prickelndem Cortaillod gefüllte Glas und hielt es ſeinem vis-à-vis mit den Worten „alſo auf die Zukunft" entgegen.

## Drittes Kapitel.

### Der Heimgang vom Schützenfest.

Der Schloßbauer und sein Kind, welchen der von ihnen gesuchte Fritz unvermuthet wieder entführt und abhanden gekommen war, ließen sich noch eine Weile von der fluthenden Menge auf dem Festplatz hin und her treiben. Da es aber bald Abend werden wollte, entschlossen sie sich endlich — betäubt vom Lärm und Gewirre — ohne ihren Begleiter den Heimweg anzutreten.

Aber auch die Straße war noch überfüllt von Landleuten aus der Umgegend, welche von Festfreude und Schützenwein mehr oder minder begeistert ihre Tageseindrücke und Festerinnerungen nach Hanse trugen. Die jungen Leute jubelten und sangen und rühmten sich laut ihrer im Schützenstand oder der Speisehütte vollbrachten Thaten. Die Alten schüttelten den Kopf dazu, weil gar Manches, was sie heute auf dem Festplatz gesehen, mit ihren altmodischen Begriffen und Anschauungen sich nicht reimen wollte.

So wunderte ſich z. B. ein altes Halbleinmannli, welches vielleicht ſeit zwanzig Jahren nicht mehr aus ſeinem hinter den Winigerbergen verſteckten Graben hervorgekommen war, über die curioſe Mode, daß die vornehmen Herren, wenn ſie Durſt gehabt, auf eine Kanzel hinaufgeſtiegen ſeien und einen langen Spruch gehalten hätten; es wäre doch viel kommlicher geweſen, unten am Tiſch ſein Glas zu leeren. Ein altes Mütterchen ließ ſich nicht nehmen, daß die Fahnen (nicht die unſichtbaren), welche man ſo andächtig unter Muſik und Kanonendonner herumgetragen habe, geweihte Kirchenfahnen geweſen ſeien. Solche naive Anſichten verfehlten freilich nicht den lauten Spott der aufgeklärteren großen Mehrzahl der Heimgänger wachzurufen.

Die Wirthshäuſer an der Landſtraße waren alle gefüllt und aus allen drang Lärm von fröhlichen Gäſten; denn mit dem trinken gehts dem Bauer, wie unſrem Herrgott mit dem regnen: hat er einmal recht angefangen, ſo kann er gar nicht mehr aufhören. Vor einem derſelben, das an des Schloßbauers Weg lag, war ein ganz beſonderes Gedränge und Juheien. Als Vater und Tochter näher kamen, ſahen ſie ein Rennwägelchen davor ſtehen und auf dem Rennwägelchen einen jungen

Mann, der in der einen Hand einen ſilbernen Becher hoch in die Lüfte ſtreckte und in der andern eine halbgeleerte Flaſche hielt, während das um das Wägelchen ſich drängende Volk einen weithinſchallenden Freudenjubel erhob.

„Des Müllers Ruedi", — rief halb erſchrocken das Bäbeli und faßte den Vater beim Arm, um ihn zu veranlaſſen raſcheren Schrittes vorbei zu marſchiren. Aber ſchon hatte ſie der junge Mann erblickt und rief, das Gejauchze überſchreiend: „He, alter Schloßringgi und du Bäbeli, mein Schatz, wohin ſo ſchnell? Fall' deinen beiden Rappen in den Zügel, Hans, denn hier paſſirt man nicht ohne einen Schluck zu nehmen." —

Des Müllers Ruedi, der alſo ſprach, war ein großer gutgewachſener Burſche mit einem wohlgepflegten Schnäuzchen und, wie ſich's von ſelbſt verſteht, Korporal bei den Dragonern, weßhalb ihn Viele ſchlechtweg „Dragonerruedi" nannten. Ueberdieß war er auch ein guter Schütze, fehlte an keinem Schießen weit und breit und hatte das Glück und Geſchick gehabt, ſich einen „Nummernbecher" herauszuſchießen, nämlich einen der ſilbernen Pokale, welche jenen Schützen als Ehrengabe zu Theil werden, die zwanzig bis fünfundzwanzig Treffer im thalergroßen Nummerukreiſe haben.

Unter ſolchen Umſtänden konnte Ruedi begreiflich nicht nach Hauſe fahren, ohne an jeder gaſtlichen Schwelle, über welcher unſer Herrgott den Arm herausſtreckt, einzukehren, ſeinen glitzernden Becher füllen zu laſſen und zwar keineswegs mit ſechsbatzigem Nachenputzer, — und jedem, der die Hand darſtreckte, die Wonne fühlen zu laſſen, den goldenen Wein aus dem vergoldeten Bauche des Ehrenpokals zu ſchlürfen.

Die Menge, welche des Müllers Fuhrwerk umſtand, hinderte Vater und Tochter in ihrem Vorhaben vorwärts zu ſchreiten. Ruedi ſtreckte ihnen den Becher entgegen: „Trink, mein feines Täubchen! Und du, alter Schloßrabe, darfſt deinen Schnabel auch hineinſtecken.“ —

Bäbeli lehnte ab: es hätte heute ſchon genug getrunken. Auch Schloßhans ließ den glücklichen Schützen ſeinen Becher umſonſt ſtrecken: ſie preſſirten heim, ſagte er; es fange ſchon zu nachten an. „Ihr könnt ja mit mir fahren“, — meinte der Dragonerkorporal; — „auf meinem Rennwägelchen iſt Platz genug und mein Brauner wird uns auch zu dritt vom Flecke bringen.“ —

Bäbeli zupfte den Vater an ſeinem langen Rockſchoß.

„Nichts für ungut", — erwiederte der Alte; — „es ſoll ſein, als hätten wir von deinem Gutmeinen profitirt. Wenn wir nicht lieber zu Fuße gingen, ſo hätte ich meinen alten Grauen eingeſpannt."

Und Vater und Tochter, welche ſich unterdeſſen durch die gaffende Menge durchgearbeitet hatten, gingen ihres Weges fürbas. Aber Müllerruedi, vor Wein und Aerger roth wie ein geſottener Krebs, rief ihnen nach: „ſo lauf meinetwegen, du knurriger Schloßringgi! Ich weiß wohl, warum du nicht aus meinem Becher trinken magſt. Du gehörſt auch zu denen, welche die eidgenöſſiſche Schützenfahne einen Seidenfetzen ſchelten und die alten Landvögte wieder einſetzen möchten. Aber paß auf, euch wollen wir noch ringgeln! — Schad um's Meitſchi", — ſchloß er und trank dann, ſeinen Zorn hinunterzuſpülen, den Ehrenpokal bis auf die Nagelprobe leer. Hierauf langte er in den Hoſenſack, zog eine Hand voll Thaler heraus, warf dem Wirth, der dienſtfertig neben dem Fuhrwerk ſtand, einen derſelben zu, ſchwang dann, ohne auf die kleine Münze zu warten, die Peitſche und fuhr mit ſeinem wilden Braunen, daß Kies und Funken ſtoben, auf und davon — jedoch nicht weiter, als bis zum nächſten Wirthshaus, wo wiederum

Freunde und Bekannte ſich fanden und wiederum die Becherweihe vor ſich ging. —

Der Schloßhans und das Bäbeli hatten die ſtaubige Landſtraße verlaſſen, um einen kürzenden Seitenpfad einzuſchlagen, welcher durch lichten Buchenwald führte. Hinter ihnen glühte durch die Zweige der leuchtende Abendhimmel, — vor ihnen goß der Mond die Milch ſeines milden Lichtes über die Wipfel und den Raſen, der den Waldpfad mit einem Sammtteppich belegte. Im dunklen Geäſte flatterten, ihr Nachtquartier beziehend, ein Paar Droſſeln und pfiffen dazu ihr Abendlied.

Dem Bäbeli war's in der grünen Waldeinſamkeit erſt wieder recht leicht und froh um's Herz geworden und — als es recht ſicher war von den auf der Chauſſee wimmelnden Leuten nicht mehr gehört zu werden, ſang es mit einer Stimme, ſo hell und fröhlich wie Droſſelſchlag:

„Mis Lieb iſch gar wyt inne,
„Wyt inne uf der ſteinige Flueh;
„Wenn ich ſcho zue-nem wetti,
„O ſo reute mi die Schueh — —"

Das Lied war noch nicht verklungen, als plötzlich dicht vor dem vorausgehenden Bäbeli eine ſchwarze Geſtalt aus dem Geſtrüpp auf den

Waldweg hinausſprang. Das Kind ſtieß einen Schreckensſchrei aus und zog ſich in aller Eile hinter den Vater zurück, der ſich veranlaßt fand, ſeinen Stock etwas feſter als gewöhnlich mit den rauhen Fingern zu umfaſſen. — —

„Dieß zur Strafe, daß ihr mir davon gelaufen ſeid und euch ohne mich mitzunehmen auf den Heimweg begeben habt," — rief eine bekannte Stimme, — die ſchwarze Geſtalt war niemand anderes als der junge Redner der Schützenkanzel, — und vertrat den erſchreckten Wanderern lachend den Weg. „Ihr habt wohl geglaubt, ich hätte des Guten zu viel gethan und wolltet euch die Mühe erſparen, mich ſchwankend und taumelnd nach Haus zu führen. Zum Beweiſe, daß ihr mir Unrecht gethan, will ich ſelber euch nun zum Führer dienen. Hänge deinen Arm nur keck ein, Bäbeli! Ich werde weder ſtraucheln noch ſtolpern."

Das Mädchen that, wie ihm geheißen, und hing ſich, von den Strapatzen des Tages doch etwas müde, an den Arm des Bruders. Zur andern Seite des Kindes ging der Vater. So ſchritten ſie nun zu dritt' auf dem etwas breiter gewordenen Waldweg rüſtig neben einander her, während ihnen der am ſchwarzblauen Himmel ſtill wandelnde Mond die Laterne trug.

Der Schloßhans hielt es zuweilen in seinem Dialoge wie jener bedächtige Landsmann, der einst selbander von Bern nach Thun wandert; vor Bern's Thoren von seinem Begleiter befragt, wie ihm der Kleeacker vorkomme, an welchem sie eben vorbeischritten, ertheilte jener zwischen Heimberg und Thun die gründlich überlegte Antwort „schön grün!" — Er war schon eine geraume Weile und ein tüchtiges Stück Wegs mit seinem Sohne gegangen, als er sprach: „Ich glaubte, du würdest mit dem Müllerruedi heimfahren, wenn du es nicht vorzögest, bei den Herren in der Stadt zu bleiben."

„Und mich des Schloßbauern und des kleinen Bäbeli schämen", — ergänzte Fritz vorwurfsvoll. „Wofür haltet ihr mich, Vater?"

Man mochte wieder etwa einen halben Büchsenschuß weit gegangen sein, bevor der Bauer antwortete: „ich halte dich für einen Sohn, der nicht seinem Vater nachmäht. Du ackerst deine eigene Furche, Fritz. Auf das Feld, das du bebaueſt, verstehe ich mich nicht. Wäreſt du Bauer geworden, statt zu studieren, dann wüßt' ich dir vielleicht bessern Rath, als all' die Herren, die dir heute die Hand gedrückt haben. So aber

muß ich dich auf deinem Weg, wo ich dir nicht zu folgen vermag, allein gehen laſſen.“ —

„Wo ſteht's geſchrieben,“ — erwiederte Fritz lebhaft, — „daß der, deſſen Vater Furchen pflügt, auch wieder Furchen pflügen ſoll? Wäre es ſo, was hätte dann der Menſch vor dem Ochſen voraus, der im Joche geht, oder vor dem Inſekt, das ſeit tauſend und tauſend Jahren ſeine Wachszellen gleichmäßig mit Honig füllt? — Hört mich, Vater! Ihr wißt wohl, daß die Geduld mir fehlt, Tage oder gar Wochen lang den Flegel oder die Hacke zu ſchwingen oder dem Pfluge nachzugehen. Aber fehlt mir dieſe Geduld, ſo fühle ich dagegen die Kraft in mir, einen Sprung über den Zaun zu wagen, der des Schloßbauern Pächterhaus umhäget. Wäre es recht, wenn ich dieſe Kraft einroſten und erlahmen ließe? Sie ſoll mir helfen, die Höhen zu erklimmen, an die ihr bisher hinaufſtauntet, als müßten einem Flügel angewachſen ſein, um hinauf zu kommen. Seid getroſt, Vater, ihr ſollt Ehre an mir erleben, — ich will es zu etwas bringen!“

Der Schloßbauer ſchüttelte zweifelnd den Kopf. „Unſer Herrgott hat verſchiedenerlei Stände eingeſetzt. Den einen hat er zum Regieren beſtimmt, den andern zum Predigen und das Wort Gottes

zu verkünden, den dritten mit Ell' und Waage umzugehen. Der Bauernstand hat wohl die härteste und gröbste Arbeit von allen, ist aber deßhalb doch nicht der mindeste, sondern nach meiner Ansicht eher der vornehmste von allen, denn er schafft das Brod. Aber wie würd' es gehen, wenn der Pfarrer im Rathhaus regieren oder der Krämer das Waizenfeld ansäen wollte?" —

„Aber, Vater, die Schranken zwischen den Ständen waren nicht von Gott, sondern Menschenwerk und — morsch und wacklig, wie sie waren, — hat man sie zusammengerissen. Frei kann der stärkere Geist seine Flügel entfalten und, wäre er auch in einer Schloßscheuer zur Welt gekommen, hinauf sich schwingen auf die höchsten Spitzen. War einst der Junker auf dem Schlosse, als wir beide in derselben Nacht geboren wurden, nicht nackt und hülflos, gleich mir? Vater, mir sind seither Flügel gewachsen; — hinauf, hinauf drängt es mich! — Seht, Vater, es wirbelt jetzt in der Welt, wie in einem wilden Wasser, und wenn ihr aus euerem ruhigen Krebsloch in den Strudel blickt, so scheint euch Alles trüb und es will euch schier schwindlig werden ob dem Durcheinander. Aber ich bin ein guter Schwimmer, — ich bleibe nicht im Krebsloch, sondern werfe mich keck mitten

hinein und der Wirbel führt mich nach oben. Wer will mir verargen, wenn ich lieber zum hohen hellen Schloßfenſter hinausſchaue auf's Dorf hinunter, als daß ich vom niedern Pächterhaus durch's trübe Läufterlein nach dem Schloſſe hinaufſchiele, das Herz voll Neid und Galle?" —

Der Bauer ging wieder eine Strecke weit ſchweigend neben ſeinem Sohne. Nach einer ziemlichen Weile frug er; „Magſt du dich noch an den Ueli erinnern, der vor etlichen Jahren Knecht bei mir war?" — Fritz bejahte. — „Der glaubte, es ſei ihm keiner gleich im Laden der Garben und des Heu's. Wußte gar zierlich faſt haushohe Fuder aufzubauen, — die fielen aber auf dem Heimwege gewöhnlich um oder blieben in den Aeſten der Bäume ſtecken. Mußte ihm deßhalb den Abſchied geben. — Fürchte, du ladeſt dein Fuder auch zu hoch, Fritz." —

Während dieſem Geſpräch zwiſchen Vater und Sohn waren die rüſtigen Wanderer aus dem Walde herausgetreten. Der Mond hielt nun ſeine Laterne über reifende Kornfelder die ſcheunenſehnſüchtig mit den ſchweren Aehren nickten, — über Wieſen, auf denen dunkelgrünes Emdgras bürſtendick nachwuchs; hie und da leuchtete er über einen Steg der ſich über einen leiſemurmelnden, erlenbeſäumten Bach legte.

Still war die Nacht, denn weder Menſchenſtimmen, noch Wagengeraſſel, noch Mühlengeklapper war weit und breit zu hören. Und doch füllte die ſtille, weiche Luft ein Gezirpe und Geſumme von tauſend Stimmen, die entweder bei Tage ſtumm ſind oder aber vom Tageslärm übertönt werden. Man hätte glauben mögen, auf jedem Grashalm und jeder Aehre wiege ſich eine Grille oder Cikade oder ein anderer kleiner Muſikant. Hunderterlei Inſekten ſchwirrten, ſchnarrten, zirpten und lockten ſich unter thaubeſchwerte Blätter zu verliebten Stelldichein. Unter altem Gemäuer ſangen Unken ihre melancholiſchen Mollarien, während da und dort ein vorlauter Laubfroſch aus grünem Gezweige heraus dem im nächſten Buſche wohnenden Kollegen ſeine Meinung über die morgige Witterung zurief. Es waren Millionen kleiner Weſen, des Tages unbeachtet in ihren Verſtecken ſchlafend, die ſich nun in dieſer ſchönen milden Sommernacht ihres Lebens freuten.

Auch Bäbeli freute ſich, am Arm des Bruders hängend, ſeines Lebens. Der Geiſt des unerfahrenen Kindes vermochte zwar dem Gedankenfluge des jungen Mannes nicht zu folgen, aber ſein Herz begriff ihn und gab ihm Recht. Stolz und leicht ging es an ſeiner Seite. —

Nicht lange, ſo erhob ſich vor den nächtlichen Wanderern auf dem Kamme eines Hügels ein ſtattliches weißes Gebäude mit hohem Ziegeldach und langgeſtreckten Seitenflügeln. Aus dem Hofraum, welchen die Flügel umſchloſſen, ragten die breiten Kronen einiger Bäume und weit über dieſelben hinaus ſchoß, gleich einer dunkelgrünen Rieſenrakete, der ſchlanke Wipfel einer lombardiſchen Pappel. Es war das Schloß Matſtetten, deſſen impoſante Maſſe ſich vollmondbeleuchtet vom dunkelblauen Himmel abhob.

Am Fuße des Hügels, auf welchem das Schloß thronte, ſtand die ſogenannte Schloßſcheuer, ein weitläufiges Gebäude mit Ställen und Speichern, Heu- und Garbenbühnen, mit Wagenſchuppen, Dreſchtennen und Futtertennen. Sonnenhalb war die freundliche und ſaubere Pächterwohnung angebaut, in welcher nicht nur der Schloßhans ſondern ſchon deſſen Vater geboren und grau geworden war.

## Viertes Kapitel.

## Schloß Matstetten und seine Gäste.

Schloßhans redete seinen Pachtherrn nie anders als mit dem Titel „Junker Oberherr" an. Mit dem Schloßgute waren nämlich ehemals einige Feudalrechte verbunden gewesen. Der große Revolutionssturm, welcher Anno achtundneunzig auch über diese Gegend hingebraust war, hatte zwar diese Feudalrechte längst spurlos weggefegt. Da aber des Schloßhansen Vater und Großvater dem „Junker Oberherrn" gezinset hatten, so war für den Schloßhans kein Grund vorhanden, warum nicht auch er dem „Junker Oberherrn" hätte zinsen sollen.

Der Junker Oberherr selbst nannte sich mit Vorliebe einen „alten Berner." Der „alte Berner" ist steif und kalt wie Eisen, aber auch fest und zuverlässig wie Eisen. Der „alte Berner" weicht kein Haar breit von seinen Grundsätzen ab, Niemanden zu lieb und Niemanden zu leid. Wenn auch nicht in seinem Wappen so doch in seinem

Herzen führt der ächte alte Berner vom Schlage des Junker Oberherrn die Deviſe: «noblesse oblige.» —

Schon mit der Reſtaurationsregierung war der Junker Oberherr nicht im beſten Einvernehmen geſtanden, da dieſelbe nach ſeiner Anſicht viel zu bureaukratiſch regierte. Seit der Dreißiger-Revolution hatte er ſich gänzlich von den Geſchäften zurückgezogen und lebte für ſich auf ſeinem Schloſſe.

Vor Zeiten hatte der Schloßherr ſeine Freunde und Bekannten alljährlich zur Eröffnung der Jagd nach Matſtetten eingeladen, da dann während zwei bis drei Tagen viel Lärm und Leben die ſonſt ſo ſtillen Mauern erfüllte. Da zog man des Morgens früh mit Hunden und Jägern, mit Halloh und Hörnerklang aus; und hatte man des Abends die reiche Beute heimgebracht, ſo wurden die Gäſte zum Schluß an einem ſplendiden Bankette bewirthet. Seit der Junker Oberherr alt geworden war und die Bauern, welche keinen geſtrengen Landvogt mehr fürchteten, die meiſten Haſen mit ihren Kommisgewehren todt geſchoſſen hatten, war zwar die Jagd unterblieben, die Gäſte fanden ſich jedoch nichtsdeſtoweniger ein und der Schloßherr

bewirthete ſie nicht minder ſplendid als zur guten alten Zeit. —

Es waren etliche Wochen ſeit dem Solothurner Schießen verfloſſen, als die Gäſte auf Schloß Matſtetten erwartet wurden. Gehen wir ihnen um ein Paar Schritte voraus.

Wir treten durch das geöffnete Portal in den Schloßhof. Uns umſehend erblicken wir zuerſt zu beiden Seiten des Eingangsthores zwei ſteinerne Brunnenſchalen, die ſich an die Mauer lehnen und ihren Waſſerſtrahl aus dem Munde zweier rohgearbeiteten, halbeingemauerten Tritonen empfangen. Während vor uns das Mittelgebäude des Schloſſes mit ſeinen hohen Fenſtern und ſeinem ſchwerfälligen, gähen Dache ſich erhebt, dehnen ſich zur Rechten und zur Linken die langen Seitenflügel mit den Pferdeſtällen, Remiſen, Geſindewohnungen u. ſ. w. — Die Mitte des Hofraums ziert ein eirunder Raſenplatz; einige buſchige Akazien beſchatten denſelben, aus deren Mitte ſich die bereits erwähnte lombardiſche Pappel erhebt. Im Hofe bewegt ſich eine einzige menſchliche Geſtalt, ein alter, das Gnadenbrod eſſender Gärtner, welcher mit einem eiſernen Rechen die letzte Hand an den von Unkraut ſauber gereinigten Kies legt.

Wir haben nun das Dutzend Stufen der breiten Freitreppe hinanzusteigen, um in die weite Vorhalle einzugehen, von deren Decke ein künstlich getriebener messingener Leuchter hernieder hängt. Die Gypswände dieser Vorhalle hat der Pinsel eines Flachmalers in gelben und grauen Marmor verwandelt; der Boden ist mit Sandsteinfließen belegt. Auch hier finden wir noch kein menschliches Wesen. Spähen wir aber durch die halbgeöffnete Thür zu unsrer Rechten, die in den Eßsaal führt, so entdecken wir eine mit schneeweißem Damastlinnen, altväterischem Porzellan und schweren Silberbestecken gedeckte Tafel und zwei Frauengestalten, die sich anordnend um dieselbe bewegen. — Die eine derselben ist eine Bekannte, — niemand anders, als des Schloßbauern Bäbeli. Die andere, eine hohe schlanke Gestalt in weißem Kleid, mit reichem blondem Haar, welches zu beiden Seiten des Gesichts in Locken bis auf die Schultern herunterfällt, ist das Fräulein, mit welchem Bekanntschaft zu machen wir später Gelegenheit finden werden.

Schreiten wir durch das Vestibül und öffnen wir leise die hohe Flügelthüre der Eingangspforte gegenüber, welche in den Empfangssaal führt. Dieser Saal bildet die ganze Gartenfronte des

Hauptgebäudes. Vier hohe und breite Fenſter und eine Glasthüre öffnen ſich gegen eine blumengeſchmückte Teraſſe. Die Rückwand zu beiden Seiten der Flügelthüre iſt mit zwei koloſſalen Oelgemälden bedeckt, welche Schlachtſcenen aus dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg darſtellen. An beiden ſchmaleren Seitenwänden des Saales ſtehen zwei Marmorkamine einander gegenüber. Die Decke ſchmückt ein drittes koloſſales Oelgemälde, die Götter des Olymps darſtellend. Altväteriſche Sophas und Lehnſtühle mit bunten Gobelintapeten ausgeſchlagen bilden das Mobiliar.

In dieſem Saale ſchreitet der Junker Oberherr, die Hände auf dem Rücken, ernſthaft und aufrecht hin und her und erwartet ſeine Gäſte. Da wir uns nicht rühmen können, zu denſelben zu gehören, ſo wollen wir, als ſtille unſichtbare Beobachter, uns unbemerkt in einen Winkel drücken. — —

Endlich rollten die erſten Wagen zum Hofthor herein. Es ſtiegen einige Vettern und Jugendfreunde des Schloßherrn aus. Sie gehörten zu den Leuten, welche während der Reſtaurationszeit mehr oder minder wichtige Staatsämter bekleidet hatten und ſeit Anno dreißig, von unfruchtbarem Aerger über die ſtets weiter um ſich freſſenden

revolutionären Ideen geplagt, entweder auf ihren Landgütern Kartoffeln bauten oder aber als Städter ſich in unnahbaren Kotterien abſchließend Troſt und Labſal in der Lektüre des „Berliner Wochenblattes", des „öſterreichiſchen Beobachters" und der «Gazette de France» fanden.

Nicht lange, ſo folgte eine Kutſche, die ſich durch ihre reiche Vergoldung, durch den Krummſtab auf dem Wagenſchlag und die vier glänzenden wohlgenährten Rappen auszeichnete, die das Geſpann bildeten. Dieſer Wagen brachte den Prälaten eines reichen und mächtigen Kloſters, welches in ziemlicher Nachbarſchaft dicht an der jenſeitigen Grenze des katholiſchen Nachbarkantons ſeine weithinſchimmernden Kuppeln und Thürme erhob. — Ungefähr gleichzeitig erſchienen auch ein Paar proteſtantiſcher Pfarrherren der Umgegend, welche ſich der beſondern Gunſt des Junker Oberherrn erfreuten, — jedoch nicht vierſpännig, ſondern beſcheiden zu Fuß.

Ganz zuletzt langte in einer eleganten Caleſche ein rundlichtes Männchen an mit ſchneeweißem Haar, lebhaftem Auge, untadelhaftem ſchwarzem Anzug und einer ganzen Reihe von Orden auf der Bruſt. Es war ein früher ſehr einflußreicher Diplomate, der zwar ſchon ſeit Jahren ſeine öffent-

liche Carriere verlaſſen hatte, aber — gleich jenen Kutſchern, die noch bis in ihr hohes Alter für ihr Leben gern mit den Peitſchen knallen — ſich noch jetzt mit Vorliebe damit beſchäftigte, kleine Intriguen anzuſpinnen und kleine Machinationen einzufädeln. Er ſtand bei denen, die im Fürſten Metternich den politſchen Meſſias verehrten, in nicht geringem Anſehen, da er ſich rühmte — ob mit Recht oder mit Unrecht, ſei nicht entſchieden — mit jenem Dekane der europäiſchen Diplomatie in vertrauter Korreſpondenz zu ſtehen. —

Nicht lange, nachdem der Diplomat ausgeſtiegen war, eröffnete er den aus dem Empfangsſaal nach der Tafel ſich bewegenden Zug, indem er das „Fräulein" am Arm führte.

Obwohl der Junker Oberherr lauter männliche Gäſte geladen hatte, ſo war doch die blonde Schöne im weißen Kleide keineswegs die einzige Dame bei Tiſche. An der Seite des Kanzlers des Prälaten hatte eine merkwürdige Figur ihren Platz, von welcher auf den erſten Blick ſchwer zu entſcheiden war, welchem Geſchlechte ſie angehörte. Aus einem ſchwarztüchenen kaftanähnlichen Kleide ragte ein blatternarbiger Kopf mit einem Walde ſchwarz und grau melirter à la Titus friſirter Haare und einer Brille mit zwei großen zirkelrunden Gläſern.

Aus dieſem blatternarbigen mit einem ziemlich markanten grauen Schnurbarte verſehenen Menſchengeſichte heraus ſprach eine Stimme, deren tief vibrirendes Metall viel eher das ſtarke als das zarte Geſchlecht des Inhabers zu verrathen ſchien. Wäre dieſes räthſelhafte Individuum nicht «Madame la chanoinesse» betitelt worden, man hätte es füglich für einen invaliden Huſarenunteroffizier im Schlafrock halten können.

Madame la chanoinesse, welche höchſt geläufig franzöſiſch und ein äußerſt komiſches Deutſch ſprach, vereinigte in ihrer Perſon die Stellen einer dame de compagnie des „Fräuleins" und eines Schloßkaſtlans. Sie gehörte nicht minder zum Inventar des Schloſſes als die mit Gobelintapeten ausgeſchlagenen Stühle und der in Oel gemalte Olymp und befand ſich ſeit mehr als einem Vierteljahrhundert hier, wo ſie zuerſt als Geſellſchaftsdame der Frau Oberherrin und nach deren frühem Tode als Gouvernante der Kinder ihren Thätigkeitskreis gefunden hatte. Was über die Zeit hinausging, da die Chanoineſſe etwa dreißig gezählt haben mochte, war mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt, den ſie trotz ihrer Geſchwätzigkeit niemals lüftete. Man raunte ſich in die Ohren, die Dame mit dem grauen Schnurbärtchen

ſei in ihrer frühern Jugend Himmelsbraut geweſen; durch die Stürme der franzöſiſchen Revolution aus dem klöſterlichen Aſyl vertrieben, ſei ſie nach verſchiedenen Abenteuern mit Verläugnung ihres Geſchlechts zu einem Huſarenregiment gekommen und habe endlich als Titular-Chanoineſſe den Pallaſch und Dolman wieder mit dem Unterrock vertauſcht, nachdem ſie durch einen Säbelhieb auf dem Schlachtfeld verwundet worden und ihr Geſchlecht an den Tag gekommen war. Den böſen Zungen zu Folge, welche dieſe biographiſchen Notizen ſich in die Ohren ziſchelten, zeugte der hinkende Gang der würdigen Dame für die Richtigkeit des Säbelhiebs. —

Kehren wir zu den Gäſten zurück. Wie ſich von ſelbſt verſteht, beſtand die Unterhaltung meiſt aus ſehnſüchtigen Rückerinnerungen an die gute alte und aus Expektorationen gegen die ſchlimme neue Zeit.

„Und doch wollen wir nicht alle Hoffnung aufgeben", — bemerkte im Verlaufe des Tiſchgeſpräches der Prälat des benachbarten Kloſters, ein Mann von hoher impoſanter Geſtalt, die in ein langes weißes Gewand mit ſchwarzem Gürtel und ſchwarzer Stola gekleidet war, das Ordenskleid der Bernhardiner, — und auf der Bruſt das

goldene mit Juvelen geſchmückte Kreuz eines in=fulirten Abtes trug. „Gottes Langmuth iſt groß und unvermuthet kommt uns zuweilen das Heil von einer Seite, von welcher wir es am wenigſten vermuthet hätten.“

„Das Gift des Zeitgeiſtes“, — ſo fuhr der Prälat nach einer bedeutungsvollen Pauſe fort, — „iſt noch nicht ſo tief in's Volk gedrungen, als manche wähnen. Die Bevölkerung mancher Gaue der Schweiz hängt noch feſt am heiligen Glauben der Väter und läßt ſich willig von ihrer geiſtlichen Führerin, der Kirche, leiten. Das ſchlichte Land=volk iſt in ſeiner Mehrzahl gut geſinnt und haßt wie wir das Joch der Advokaten und Schulmeiſter.“

„Wohlgeſprochen, gnädiger Herr! Die Ge=ſellſchaft muß homöopatiſch kurirt werden. Die Demokratie, von der Revolution geboren, wird die Revolution verſchlingen.“ — Der Sprecher dieſer Worte, welchen der Prälat in ſeiner Kutſche gebracht und dem Schloßherrn vorgeſtellt hatte, war jünger als die meiſten übrigen Gäſte. Er führte ein ziemlich fades, von hellblondem Haar beſchattetes Geſicht, aber etwas leidenſchaftliches, eitles, herrſchſüchtiges blitzte in ſeinen grauen Augen.

„Wer iſt der junge Mann? Ich habe nicht

das Vergnügen, ihn zu kennen", — frug der emeritirte Diplomat seine schöne Nachbarin. — Das Fräulein nannte leise den Namen des Gastes.

„Ach, sehr wohl! Der Saulus, der kürzlich zum Paulus geworden. «Enchanté, de faire sa connaissance!» —

„Mir scheint, wir sollten vor Allem unsern eigenen Grundsätzen treu bleiben", — hatte unterdessen der Schloßherr seinem jüngsten Gaste erwidert: „In Uri, Schwyz und Unterwalden mag Euere Demokratie am Platze sein. Aber in unsern Verhältnissen kann der Staat nur unter einer weisen väterlichen Aristokratie, die nach Traditionen und nicht nach Systemen regiert, unter einer Herrschaft der Besten, gedeihen und festen Bestand haben."

„Nur nicht in den Mitteln ängstlich sein im Kampfe mit unsrem gefährlichen Feinde", — entgegnete jener. „Um über unsre Gegner zu siegen, brauchen wir den Beistand der Masse. Sind wir dann einmal Meister des Schlachtfeldes, so richten Sie sich meinetwegen nach Belieben ein, meine Herrn. Aber vor Allem müssen wir der Hydra, die uns zu erdrücken droht, den Kopf zertreten." —

„Bravo, bravo", — rief der weißhaarige Diplo-

mat. „Das ſind die wahren ſtaatsmänniſchen Prinzipien!“

„Eintracht macht ſtark“, — fuhr der Blondin, den wir ſoeben einen bekehrten Saulus nennen hörten, fort. „Wir müſſen von den Feinden lernen, wir müſſen, wie ſie, zuſammenhalten. Die Wiege der ſchweizeriſchen Freiheit bilde den erſten Kern unſeres neuen Bundes. Luzern iſt bereit, dem Radikalismus abzuſchwören; es wird ſich bald ſeinen uralten Eidgenoſſen anſchließen zur Durchführung des großen Zweckes. Auch den katholiſchen Aargau können wir, Dank dem Einfluſſe Wettingens und Muris, zu den unſern zählen. Ebenſo Wallis und Freiburg, welche uns die ehrwürdigen Väter der Geſellſchaft Jeſu gerettet haben. Mit dieſen läßt ſich dann jenen radikalen Tagſatzungsſchreiern ſchon Trotz bieten, beſonders da auch Zürich halb gewonnen iſt, St. Gallen und Solothurn ſchwanken und Baſel und Neuenburg mindeſtens neutral bleiben.“

„Excellent, vortrefflich“, — unterſtützte der Beordensſternte. — «J'en écrirai deux mots à mon ami Metternich. Was ſagen Sie zu einer kleinen öſterreichiſchen Diverſion in Teſſin?“

Der Schloßherr ſchüttelte mit entſchiedener Mißbilligung ſein weißgelocktes Haupt. „Steht

der gesunde Kern des Volkes auf, um das Schreiberregiment auseinander zu sprengen, so stelle ich mich freudig an seine Spitze, wie ich es schon vor vierzig Jahren im „Stecklikrieg" gethan. Nur kein Heil von Außen erwartet! Was haben uns die hohen Alliirten Anno vierzehn und fünfzehn gebracht? Ein wenig legitimen Firniß, das revolutionäre Gerüste der Mediation zu übertünchen! Hätte man unser Volk damals sich selbst überlassen, es wäre mit Freuden zu den patriarchalischen Zuständen zurückgekehrt, aus welchen es Schauenburg und Brüne und ihre räuberischen Halbbrigaden gewaltsam herausgerissen hatten." —

Die entschieden ausgesprochene Ansicht des verehrten Wirthes und die Erwähnung der französischen Invasion brachten die Unterhaltung auf ein anderes Kapitel. Die meisten der Anwesenden hatten jenes historische Drama miterlebt und wußten interessante Einzelheiten und Episoden zu erzählen. Der blonde Begleiter des Bernhardiner-Prälates, welchen jene Vergangenheit nicht besonders zu interessiren schien, benutzte die Gelegenheit mit dem Freunde Metternichs, der ihm gegenüber saß, nähere Bekanntschaft zu machen.

## Fünftes Kapitel.

## Plaudereien.

Nach Tiſch führte der Schloßherr ſeine Gäſte in den Garten. Eine Freitreppe verband den Empfangsſaal mit einer breiten Teraſſe, die mit blühenden Topfpflanzen, Granatbäumen und Oleander geziert war. Hier wurde der Kaffee ſervirt. Aber bald zerſtreute ſich die Geſellſchaft in den Anlagen, welche ſich durch ihren Umfang, ihre gefällige Anordnung und die ſeltenen Pflanzen, die ſie enthielten, in der Umgegend einen bedeutenden Ruf erworben hatten.

Der Junker Oberherr führte den Prälaten, deſſen Gotteshaus ebenfalls keinen geringen Stolz auf ſeine Gärten ſetzte, in die Gewächshäuſer, um demſelben einige ſeltene, kürzlich erſt erhaltene Zierpflanzen zu zeigen. Die Orangerie ſtand zwar jetzt leer, da die zum Theil noch in ſchönſter Blüthe ſtehenden, zum Theil im Schmuck ihrer goldenen Früchte prangenden Pomeranzenbäume vor derſelben im Freien aufgeſtellt waren. Dagegen

enthielt das Warmhaus in einem künſtlichen warmen Sumpfe eine reiche Gruppe hohen Piſangs, der ſeine mächtigen Blätter und eigenthümlichen dunkelbraunen Blüthen nicht anders als in der tropiſchen Heimat entwickelte und es ſogar bis zum Früchtetragen brachte. In einem andern Gelaſſe mit niedrigem Glasdach war die Temperatur noch höher geſteigert; hier reiften in ihrem Lohkaſten etliche goldglänzende Ananas, während dicht an der Glaswand die vinca rosea und der hibiscus japonicus ihre Blüthen entfalteten und allerlei zierliche Paſſifloren Pfeiler und Sparren umrankten.

Nachdem der Prälat die vorgewieſenen hortikolen Seltenheiten mit Kennerblick betrachtet und dann mit ſeinem würdigen Wirthe die Allee von Pflaumenbäumen betrat, welche von den Warmhäuſern nach dem im nordöſtlichen Winkel des Gartens gelegenen Pavillion führte, frug er: „Und ihr Herr Sohn? Sie haben doch erwünſchte Nachrichten von ihm?“ —

Der Gefragte ſchüttelte ſtirnrunzelnd den Kopf. „Das aufwachſende Geſchlecht ſchlägt aus der Art; es wollen keine ächten alten Berner mehr nachwachſen. Was ich von Theophil hören muß, freut mich nicht. Er verſchwärmt und vergeudet ſeine

Jugend, ohne etwas zu lernen oder zu leiſten. Und ſo ſind die Andern auch. Sie erinnern ſich wohl der Rechte ihres Standes und klammern ſich daran feſt; daß ihnen aber die edlen Namen, die ſie tragen, auch Pflichten auferlegen, vor Allem die Pflicht, ihre Ehre rein und fleckenlos zu erhalten, das haben ſie vergeſſen."

„Jugend muß austoben", — beſchwichtigte der Prälat; aber der Schloßherr wies ablehnend dieſen Troſt von ſich und ſchüttelte noch einmal bekümmert ſein Haupt. —

Im ſüdöſtlichen Winkel des Gartens war als Gegenſtück des Pavillions, nach welchem der Wirth und ſein geiſtlicher Gaſt ſich begaben, ein Badhäuschen angebracht; vor demſelben befand ſich eine geißblattumrankte kühle Veranda. Hier hatte ſich eine andere Gruppe der Geſellſchaft zuſammengefunden.

Madame la chanoinesse führte das große Wort.

„— — Parole d'honneur! — In gewiſſen Nächten geht in dieſem Schloſſe eine geſpenſtige Geſtalt um, welche auf's Haar der von Monsieur Scribe und Monsieur Auber auf dem château d'Avenel zuerſt entdeckten weißen Dame ähnlich ſieht, — eine Erſcheinung, die eigentlich heut-

zutag in keinem reſpektablen alten Schloſſe fehlen darf."

„Haben Sie dieſe weiße Frau ſchon ſelbſt geſehen?" — frug der Kloſterkanzler.

„Freilich, — de mes propres yeux! — Die Haare ſtehen mir zu Berge, wenn ich d'ran denke", — beſtätigte die Chanoineſſe, indem ſie mit der Hand über ihre grau melirten à la Titus friſirten Locken fuhr.

„So erzählen Sie uns doch", — bat ein entfernter Verwandter des Schloßherrn. „Ich hätte längſt gern etwas Näheres von dieſer räthſelhaften Erſcheinung gehört; aber mein geehrter Herr Vetter liebt es nicht, wenn darauf die Rede kommt und gibt nur kurzen Beſcheid." —

Erzählen war für die würdige Chanoineſſe ſchon an und für ſich ein Genuß. Aber für die ſelbſterlebte Geſpenſtergeſchichte, die en petit comité ſchon hundertmal zum Beſten gegebene, einmal einen größern Kreis williger und geſpannter Zuhörer errungen zu haben, das war ein doppeltes und dreifaches Glück. Nachdem die Geſellſchaftsdame eine dem Gegenſtand angemeſſene ſehr ernſthafte Miene angenommen und mit ihrem buntſeidenen Taſchentuch ihre runden Brillengläſer ausgewiſcht hatte, begann ſie, wie folgt:

„Es war eine lange dunkle Winternacht zur Zeit, da die jungen Herrſchaften noch ganz klein waren. Ich weiß nicht mehr genau, ob Fräulein Mathilde oder Herr Theophil oder gar alle beide am Scharlachfieber krank lagen. Da ich Mutterſtelle an ihnen zu vertreten hatte, ſo hütete ich ſie, wie meine Augapfel und wachte im Krankenzimmer. Alles war ſtill mit Ausnahme der Ratten und Mäuſe, welche hinter dem Getäfel Wettrennen hielten. Endlich gingen auch dieſe zur Ruh und ich glaube, ich war auf ein Paar Sekunden in meinem Lehnſtuhl eingenickt, als ein kalter Luftzug mich weckte. Ich ſchlage die Augen auf et que vois-je? — Die leibhaftige dame blanche ſteht mit todtenblaſſem Geſicht und tiefliegenden Augen in ein langes Leintuch gehüllt unter der offenen Thüre! — J'apelle au secour; da verſchwindet, bevor ſie ſonſt Jemand ſehen konnte, die Geſtalt im dunklen Corridor, die Thüre ſchließt ſich geräuſchlos, nicht die leiſeſte Spur der Erſcheinung bleibt zurück; und doch könnte ich einen leiblichen Eid darauf ſchwören, den spectre mit wachen Sinnen und offenen Augen geſehen zu haben.“

Die Geſpenſtergeſchichte machte nicht ganz die erwartete Wirkung. Auf einigen Geſichtern war

ſogar ein leiſes ſpöttiſches Lächeln zu erſpähen über den Geiſt, welcher der im Fauteuil entſchlummerten Krankenwärterin erſchienen war. Hierüber etwas pikirt, fügte die Chanoineſſe bei: „Ungläubigen iſt freilich nicht gut predigen, ſonſt könnte ich meine Zeugen aufführen, welche vorher und nachher den revenant zu öftern Malen durch dieſe langen Gänge, dieſe weitläufigen und düſtern Sääle und dunklen Alleen wandern ſahen.“ —

„Alſo haben auch noch andere die weiße Dame geſehen“, — bemerkte der Kloſterkanzler, indem er, um ſeine Tiſchnachbarin zu begütigen, eine möglichſt ernſthafte Miene annahm. „Und ſeit wann zeigt ſich dieſe Erſcheinung?“ —

Die Chanoineſſe legte mit bedeutſamer Gebärde den Finger auf den Mund und ſprach dann leiſe: „Seit dem Tode der ſeligen Frau!“

„Nicht etwa als ob man glauben dürfte“, — fügte ſie jedoch ſogleich begütigend bei, — „die gute Dame finde keine Ruhe im Grabe, — war ſie ja ſchon bei Lebzeiten ein Engel von Güte. Und werden ja auch ſonſt gar allerlei ſpuckhafte Erſcheinungen hier im Schloſſe geſehen; z. B. das grüne Männchen, welches in den unterirdiſchen Gängen ſein Weſen treibt, die das Schloß ehemals mit der Johanniter-Komthurei nebenan in

Verbindung ſetzten. Dann iſt auch der leuchtende Kindskopf, welchen ſpäte ländliche Wanderer in tiefer Mitternacht bald an dieſem, bald an jenem Fenſter des Schloſſes haben erſcheinen ſehen." —

— — — Der „bekehrte Saulus" und H. v. O., der in Ruheſtand geſetzte Diplomat, hatten ſich in die Irrgänge des Luſtwäldchens zurückgezogen, welches mit ſeinen ſchattigen Buſchparthieen die Schloßterraſſe umfing, und ſich als ein intereſſantes Arboretum der mannigfaltigſten ſeltenen Bäume und Sträucher auswies. Die beiden Herren mochten ſich jedoch ſchwerlich mit botaniſchen Studien beſchäftigen, da ſie ſogar an dem Papiermaulbeerbaum und einigen höchſt merkwürdigen Coniferen achtlos vorüberſchritten. Ihr Geſpräch wurde trotz ſeiner Lebhaftigkeit äußerſt leiſe geführt. Da wir den Inhalt deſſelben mitzutheilen nicht im Stande ſind, ſo wollen wir uns nach einem andern Theil des weitläufigen Schloßgartens wenden. —

Hinter dem vorerwähnten Badhäuschen, unter deſſen kühler Veranda die Chanoineſſe einen Theil der Gäſte mit Geſpenſtergeſchichten unterhielt, befand ſich — nur den Schloßbewohnern bekannt — ein trauliches, einſames und heimliches Plätzchen. Es war eine Tuffſteingrotte mit einem Becken, in

welches das Waſſer des Badbrunnens abfloß. Neben dem rauſchenden Waſſer war eine Bank angebracht. Eine Gruppe hoher Silberpappeln gab erquickenden Schatten. Die Ausſicht war dem Garten und dem Schloſſe abgewandt und dem fernen blauen Jura zugekehrt, der in einer Entfernung etlicher Stunden ſeinen waldigen Rücken erhob. Senkte ſich das Auge und folgte dem Fußpfad, der den Abhang des Schloßhügels hinunter führte, ſo fiel es auf das Pächterhaus, wo unſer Bekannte vom Solothurner-Schießen her, der Schloßhans, wirthſchaftete.

Nach dieſem ſtillen, verborgenen Plätzchen hatte ſich das Schloßfräulein, welches ſich von keinem der Gäſte ihres Vaters beſonders angezogen fühlte, für ein Paar Augenblicke geflüchtet.

Fräulein Mathilde war eine Schönheit, welche einem Maler hätte zum Modell dienen können. Ihr von reichen blonden Locken umwalltes Geſicht hatte feine, regelmäßig geſchnittene Züge und ein untadelhaftes Oval. Ihre Geſtalt war hochgewachſen und voll. Ihre ganze Erſcheinung hatte etwas Impoſantes, was an ihren Herrn Vater erinnerte; man hätte umſonſt an ihr eine Spur jener reizenden, beiſtandbedürftigen weiblichen Schwäche geſucht, welche das ſchöne Geſchlecht auf

das ſtarke anweist. War vielleicht dieſer Mangel an liebenswürdiger Schwäche ſchuld, daß Mathilde, obwohl über fünfundzwanzig, noch immer Fräulein hieß? Auf ihren Knieen lag Jean Pauls Titan aufgeſchlagen; aber ihre Blicke ſchweiften drüber weg in die blaue Ferne.

Da ſchaute unverſehens des Schloßhanſen Kind hinter dem dicken Stamme einer Silberpappel hervor und rief fröhlich; „Da bin ich wieder!“ Hierauf ſetzte ſich Bäbeli auf einen Stein zu des Fräuleins Füßen, welches ſeinen Arm zutraulich um den Hals des Bauernmädchens legte.

Bäbeli wollte im aufgeſchlagenen Buche blättern, aber Mathilde wehrte es: „Das iſt nichts für dich, mein Kind! Da wirbeln Millionen von Bildern und Gedanken wie in einem verworrenen Traum durcheinander oder wie Staubatome in einem grellen Sonnenſtrahl. Ich will dir nächſtens etwas zum Leſen geben, was beſſer für dich paßt, Göthe's Hermann und Dorothea. Aber heute wollen wir lieber plaudern. Errathe, woran ich eben dachte, als ich nach dem blauen Berge hinüberblickte, — ſo tief in Gedanken verſunken, daß ich dich nicht einmal den Fußweg hinauf kommen ſah.“ —

Bäbeli blickte forſchend in des Fräuleins Augen und ſagte dann; „Gewiß dachten Sie wieder an die Frau Oberherrin ſelig!“ —

„Getroffen, mein Kind,“ — erwiederte Mathilde. „Ich ſuchte mir jenen Tag wieder recht deutlich zu vergegenwärtigen, da ich meine Mutter zum letzten Mal ſah. Es war hier an dieſer ſelbigen Stelle an einem heißen Sommertage. Ich ſaß ihr zu Füßen und ſpielte mit kleinen verſchiedenfarbigen Kieſelſteinen, die ich gefunden hatte. Sie ruhte auf dieſer ſteinernen Bank und trug ein weites ſchwarzes Seidenkleid; ſie ſah blaß aus und ſchaute, wie ich eben that, in Gedanken nach dem blauen Berg hinüber. — Des andern Tages ſagte man mir, es habe über Nacht ein Engel mir ein Brüderlein gebracht und die Mutter dann gleich mit ſich in den Himmel genommen. Ich weinte und ſchrie, der Engel könne das Brüderlein behalten, er ſolle nur das Mütterchen wieder bringen. Half aber Alles nichts.“

„Und in derſelben Nacht kam auch Fritz zur Welt.“ — „Aber deine Mutter hat es nicht mit dem Leben bezahlen müſſen!“

Des Schloßbauern Kind wollte verſuchen, die trüben Gedanken des Fräuleins wegzuſcherzen. Es erwiederte: „freilich nicht! Sonſt würde ja

Bäbeli jetzt nicht zu Ihren Füßen ſitzen und Ihnen Ihr ſchönes weißes Kleid zerknittern.“ Aber die Thränen traten ihm nun ſelbſt in die Augen und es fügte bei: „und doch wäre es für die arme Mutter beſſer geweſen, es wäre ihr wie der Frau Oberherrin ergangen und man hätte ſie dort an der Kirchenmauer unter dem alten Hollunderbaum in's Grab geſenkt.“ —

„Wie geht's der guten Frau,“ — fragte das Fräulein. „Es iſt lange her, daß ich ſie geſehen habe; weiß ich ja, daß ſie die Beſuche nicht liebt.“

„Wie ſeit Jahren,“ — erwiederte Bäbeli. „Still und unbeweglich liegt ſie auf ihrem Bette und ächzt und ſeufzt zuweilen. Soll ſie ſprechen oder das Bett verlaſſen, ſo muß ich's erſchmeicheln. Nur während den mondhellen Nächten iſt ſie unruhig; da muß dann der Vater ernſthaft mit ihr reden. Da will ſie dann fort und wir müſſen die Thüre verriegeln und die Fenſter verrammeln.“ — „Die Arme,“ — ſagte bedauernd das Fräulein.

„Muß ich mir's nicht zum Vorwurf machen,“ — fuhr Bäbeli fort, — „daß ich dieſem Jammer zum Trotz ein ſo ausgelaſſenes Kind bin und lachen und ſingen mag und oft laut aufjauchzen möchte vor lauter innerer Fröhlichkeit? Aber ich kann nicht anders und habe die Mutter kaum

anders gekannt, als so. War ich ja kaum zwei Jahre alt, als sie in das hitzige Fieber verfiel, aus welchem ihr Geist nie wieder erwachte." —

„Ich werde jene Schreckensnacht nie vergessen," — sprach das Fräulein. „Wir Kinder waren längst zu Bett. Da erwache ich und höre ein Brausen und Knistern und sehe eine röthliche Helle im Zimmer. Der Schloßflügel brannte, in welchem unser Kinderzimmer sich befand. Mein Vater war abgereist. Alles hatte den Kopf verloren und wer weiß, wie es gekommen wäre, wenn der brave Schloßhans uns nicht aus dem Feuer geholt und dann dafür gesorgt hätte, daß der Brand, der weniger gefährlich war, als er aussah, gelöscht wurde."

„Die Mutter," — so ergänzte nun Bäbeli seinerseits die Erzählung des Fräuleins, — „lief, als sie das Feuer gewahr wurde, in der kalten Winternacht im bloßen Hemde nach dem Schlosse hinauf. Sie hörte schreien: die Kinder sind verbrannt. Da fiel sie, wie vom Schlage getroffen, zu Boden und als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, lag sie im Fieber. Zuerst tobte und wüthete sie, daß zuweilen ihrer Viere sie halten mußten, wonach sie dann allmählig stiller wurde,

aber ihr Geiſt ward nie wieder geſund. So hat mir's der Vater manch' liebes Mal erzählt."

„Du biſt doch glücklicher als ich," — ſagte das Fräulein nach einer Pauſe. „Meine todte Mutter liegt dort drüben in der Familiengruft; deine Geſtorbene iſt doch mitten unter euch geblieben; du kannſt ſie pflegen und ihr zu Liebe leben. Und wer weiß, ob ihr Geiſt nicht wieder aus ſeinem Todesſchlaf erwacht."

Bei dieſen Worten Mathildens erhielten die braunen Augen Bäbeli's wieder ihren gewohnten Glanz. „Gerade das hat mir unſer Fritz auch ſchon geſagt," — rief es aus; — „und wenn Sie und mein Bruder den gleichen Ausſpruch geben, dann iſt's ſo und dann ſchwör' ich darauf."

Das Fräulein lächelte.

„Ihr müßt mir's ſchon zu gut halten," — fuhr Bäbeli fort, „aber es iſt nun einmal ſo. Wenn Fritz etwas zu mir ſagt, ſo iſt es mir zuweilen, als ob das Fräulein ſpräche; und wenn Sie zu mir reden, ſo muß ich mich manchmal recht beſinnen, ob es nicht Fritz iſt, der es ſagt." — „Und wem glaubſt du lieber, ihm oder mir?" —

Bei dieſer ſchalkhaften Frage ſchoß dem Bäbeli das Blut in die Wangen; es verſteckte ſein Geſicht in des Fräuleins Schooß. Aber nicht

lange, so hob es das Köpfchen wieder und sagte: „wissen Sie, es ist mein Bruder!“ —

Das Fräulein seufzte: „Wenn ich nur auch einen solchen Bruder hätte!“ — „Und Herr Theophil?“ — frug Bäbeli. Aber Mathilde schüttelte schweigend den Kopf. —

In diesem Augenblick ließ sich vom Schlosse her die rufende Stimme der Chanoinesse hören, die dem Commandeur des Husarenregiments Ehre gemacht hätte, welchem die Dame einst angehört haben sollte. Bäbeli verschwand hinter den dicken Stämmen der Silberpappeln, wie ein scheues Reh: Mathilde kehrte zur Gesellschaft zurück, welche sich auf der Schloßterasse wieder zusammengefunden hatte.

Bald darauf begannen des Junker Oberherrn Gäste aufzubrechen. Zuerst fuhr das Viergespann des Herrn Prälaten vor. In dasselbe stieg, nachdem er dem Schloßfräulein galant die Hand geküßt, auch der alte Diplomat; er wolle, sagte er, in der benachbarten Bernhardinerabtei noch einige Tage der Gesellschaft seines äußerst interessanten neuen Bekannten widmen. — Einige der Herren Vettern, welche zu weit entfernt wohnten, um heute noch nach Hause zu gelangen, wagten es, auf die Gefahr hin, von der weißen Dame, dem

grünen Männchen oder dem leuchtenden Kindskopf einen unerbetenen Besuch zu erhalten, von der Gastfreundschaft des Schloßherrn ein Nachtlager zu erbitten. — —

Daß die demokratische Republik auch ihre Fouche's aufzuweisen hat, beweist folgender Zeitungsartikel, der einige Tage später in einem vom berühmten Publizisten Zottelmeier redigirten Lokalblatte der Umgegend zu lesen war: — „Schon wieder ein Waldshuterverrath! Der bekannte und unverbesserliche Aristokrat v. M. versammelte am letzten Donnerstag auf seinem Schlosse eine Anzahl Gesinnungsgenossen um sich, um neue Complotte gegen die heiligen Rechte des Volkes anzuzetteln. Die Gesandten mehrerer der Schweiz feindlich gesinnten Mächte sollen incognito beigewohnt haben; ebenso eine Anzahl schwarzer Vögel höheren und niederen Ranges. Man sagt sogar, die Freiburger Jesuiten hätten einen Abgeordneten geschickt, welcher, um unerkannt zu bleiben, Weiberkleidung trug, aber trotzdem an seiner starken Baßstimme und seinem schlecht rasirten Barte erkannt wurde. Es soll sich um nichts Geringeres gehandelt haben, als um die Anrufung einer österreichischen Intervention. Alle guten Patrioten werden aufgefordert, ein wachsames Auge auf

jene ſaubere Sippſchaft und ihren Schlupfwinkel zu werfen und die Theilnehmer am Komplotte ad notam zu nehmen. Hütet euch, ihr Volksverräther! Die Nation wird einſt fürchterliche Abrechnung mit euch halten." — —

## Sechstes Kapitel.

### Die Schloßgeſpenſter.

Mit dem letzten ſeiner Gäſte war auch der Junker Oberherr abgereist, um ein Landgut, welches einer ſeiner Herren Vettern zu erwerben gedachte, beſichtigen zu helfen. Die altväteriſche Kutſche des Schloßherrn, mit zwei Schweißfüchſen beſpannt, welche ſchon zur Mediationszeit als Füllen die Weide geſtampft hatten, war noch nicht lange zum Portal des Schloßhofes hinausgerollt, als eine leichte, offene Kaleſche hereingebraust kam, welche des Junker Oberherrn Stammhalter, Herrn Theophil von Matſtetten, nebſt etlichen ſeiner Freunde enthielt.

Dem alten Diener, welcher herbeieilte, den Schlag zu öffnen, warf Herr Theophil ſeinen Paletot an den Kopf. Jener ſtolperte erſchrocken über einen Stein, was die ausſteigenden jungen Herren veranlaßte, unisono in ein homeriſches Gelächter auszubrechen.

Herr Theophil war untadelhaft nach dem neue=ſten Journale gekleidet, trug vergißmeinnichtblaue Glaceehandſchuhe, hatte einen Augenzwinker ein=gekniffen und blickte, obwohl ziemlich klein von Statur, auf den weit zahlreichſten Theil der Menſchheit, nämlich den ſtammbaumloſen, von oben herunter. Seiner Begleiter waren es drei an der Zahl. Ein Vorfahre des einen hatte un=ter Gottfried von Bouillon Jeruſalem erobern helfen; vom Geſchlechte des zweiten hing ein volles Dutzend gemalter Schultheißen zu Bern in der Bibliothek; die Familie des dritten hatte beinahe in jedem Jahrhundert der Schweizergeſchichte dem Vaterland einen ſiegreichen Kriegsoberſten gelie=fert. Hätte man jedoch Knochen und Muskeln aller drei zu einem einzigen Manne zuſammen=ſchweißen können, ſo hätte derſelbe kaum vermocht, die Rüſtung eines jener Ahnherren auszufüllen, geſchweige denn zu tragen. Dagegen hatten ſie ſämmtlich feine Taillen, wohlfriſirte Haare, ihr Bischen Bart nach dem neueſten Schnitt und et=was matte, eingefallene Augen, was nicht ſowohl angeſtrengter geiſtiger Arbeit, als vielmehr einer andern Art von Ueberanſtrengung zugeſchrieben werden durfte. Einer unterſchied ſich nicht we=ſentlich vom andern, — blos daß der eine apfel=

grüne, der andere buttergelbe, der dritte turteltaubenfarbige Handschuhe trug. —

Als das Fräulein den Thee servirte, wobei die Chanoinesse pflichtschuldigst das Amt einer Chaperone versah, sagte Theophil: „Ich hoffe, Schwesterchen, du findest bessern Gefallen an den Gästen, die ich dir heute gebracht habe, als an den Familien-Perrücken, welche Papa gestern traktirte."

„Die Familien-Perrücken mag ich von allen Perrücken noch am besten leiden", — erwiederte Mathilde, welche Antwort von etlichen der jungen Herren, deren schön frisirtes Haar keineswegs eigen Gewächs war, mit verlegenem, — von den andern besser von der Natur bedachten mit schadenfrohem Lächeln aufgenommen wurde.

Die etwas peinliche Pause, die entstanden war, unterbrach der junge Gentleman mit den apfelgrünen Handschuhen mit der Bemerkung: „Du solltest deine Vasallen besser dressiren, Theophil! Ich hatte erwartet, deine sämmtlichen Seelen männlichen und weiblichen Geschlechts zu deinem feierlichen Empfange im Schloßhof aufgestellt zu finden."

„Und wo blieb der Schulmeister stecken?" — fügte Emil, der Gentleman mit den buttergelben

Handschuhen bei. „Wäre es ja doch eigentlich seine Hundepflicht gewesen, den Schloßherrn mit einer Lobrede auf dessen Verdienste und Tugenden zu bewillkommen. Ich hätte nicht aufgehört da capo zu rufen, bis er seinen Sermon noch einmal von vorn angefangen hätte." — „Und ich würde gepfiffen haben, bis er stecken 'geblieben wäre", — rief Oskar mit den turteltaubenfarbigen Handschuhen; — wonach alle drei ihren zu Tage geförderten Witz höchst selbstgefällig belachten.

„Schwatzt mir doch nicht solchen piramidalen Guano vor", — erwiderte Theophil, — „sondern laßt uns lieber das Repertoire des geistreichen Unsinnes festsetzen, welchen wir im Schlosse meiner Väter aufführen wollen, während mein gestrenger Herr Papa mit seinen beiden steifen Schweißfüchsen im Lande herum kutschirt. Was meinst du, Schwesterchen? Springe uns mit einem guten Vorschlage bei!" —

„Macht, was ihr wollt, nur laßt mich dabei aus dem Spiele", — entgegnete Mathilde.

«Un bal champêtre!» — meinte die Chanoinesse, deren Liebling Herr Theophil von jeher gewesen war.

„Vortrefflich! Und wenn du nichts von uns wissen willst, Schwesterchen, so soll das kleine

Bäbeli, deine protégée aus der Schloßſcheuer, die Königin des Feſtes ſein."

„Die Herren wollten ſich herablaſſen, mit den Pächters- und Gärtnerstöchtern, den Küchen- und Stallmägden zu tanzen?" frug Mathilde ſpöttiſch.

„Das haben die jeunes seigneurs d'autrefois auch gethan", — beſchwichtigte die Chanoineſſe. „Wir ſind auf dem Lande et cela ne tire pas à-conséquence." —

Nachdem das Fräulein ſich entfernt hatte, wurde das geräumige Veſtibühl mit den Sandſteinflieſen zum Ballſaal eingerichtet. Der ſchwere eichene Tiſch mit den gewundenen Füßen, der ſonſt in der Mitte der Halle ſeinen Platz hatte, wurde bei Seite geſchoben. Der alte Diener, welchem Theophil bei ſeiner Ankunft den Ueberrock an den Kopf geworfen hatte, mußte ſich faſt außer Athem laufen, um den — gelben und grauen Marmor vorſtellenden — Wänden entlang gepolſterte Stühle zu ſtellen. Die meſſingene Hängelampe diente als Kronleuchter und ein Gärtnerburſche aus Schwaben, der einige Tänze kratzen konnte, als Orcheſter.

Auch die Tänzerinnen ließen nicht lang auf ſich warten, — es waren ländliche Schönen von der ſolideſten Sorte, welche in aller Eile weiße Strümpfe über die braunen Waden angezogen

und ihre Hände am Brunnen gewaſchen und an der Schürze abgetröcknet hatten. Züſi kochte den Schweinen, als ſie zum Ball abgerufen wurde. Mareili, die Untermagd, ward am Schwenkkeſſel von der angenehmen Nachricht überraſcht. Gritli, die Gärtnerstochter, lag ſchon ruhig ſchnarchend in den Federn, ließ ſich jedoch keineswegs zweimal bitten. Nur Bäbeli aus der Schloßſcheuer erſchien nicht, trotz der peremtoriſchen Vorladung des künftigen Schloßherrn.

Der Ball war bald im beſten Gange. Trotz der Proteſtation der Chanoineſſe zogen die jungen Herren ihre Röcke aus und zündeten ihre Cigarren an. Ein ſtarker Punſch, welchem die Tänzerinnen nach einigem Sträuben wacker zuſprachen, half animiren. Züſi, Gritli und Mareili waren nicht aus ſo feinem Holz gedreht, als daß ſie von den ziemlich unverblümten Späſſen der Herren Theophil, Emil, Arthur und Oskar ſtarken Schaden gelitten hätten. Sie kamen gar nicht aus dem Gekicher heraus, ſondern mit jedem Glas Punſch nur immer mehr hinein. Die Cavaliers fielen von einem homeriſchen Gelächter in's andere über die gelungenen Witze, die ſie den etwas ſchwer faſſenden Schönen zum Beſten gaben. Hinter dem in einen Winkel geſchobenen Tiſch ſaß auf einem

Lehnſtuhl die Chanoineſſe, ſprach dem Punſch nicht minder zu, als die Andern, und ſteckte, da ſie ſah, daß allem Proteſtiren zum Trotz das Rauchverbot doch nicht aufrecht erhalten werden konnte, unter allgemeinem Bravorufen ſelbſteigen eine Cigarre in's Geſicht. Im Uebrigen war, wie ſie ſelber ſagte, ihr Amt bei dieſem kleinen improviſirten ländlichen Feſte, über die Handhabung des Anſtandes zu wachen.

Aber trotz der hinter dem Punſchglas rauchenden Sittenwächterin wurde der Ball allmählig wilder. Unverſehens klopfte die dame d'honneur — Stille gebietend — an ihr Glas. Die jungen Herren hielten einen Augenblick inne, um auf den Toaſt zu hören, den die Chanoineſſe nun, wie ſie meinten, zum Beſten geben würde. Als die ganze Geſellſchaft ſich aufmerkſam um die Chaperone verſammelt hatte, begann ſie mit tiefer, hohler Stimme:

«Ecoutez, mesdemoiselles, es iſt jetzt Zeit zu gehen nach Haus, c'est à dire au lit. Es kommt gleich die Geiſterſtunde, wo hier umgeht, — ihr wißt ſchon was. Im langen, langen weißen Leintuch kommt es dort die Treppe herunter und macht uh! Und dort aus dem Keller kommt das grüne Männle geſtiegen und wen es anrührt,

der bekommt von jedem Finger einen ſchwarzen Fleck, kannſt's mit hundert Zentnern Seife nicht abwaſchen. Und ſeht ihr dort hinten im Gang den leuchtenden Kopf des armen unſchuldig gemordeten Kindleins?" —

Alles war mäuschenſtill geworden. Da pfiff plötzlich ein Luftzug durch den langen Corridor; hinten in der Finſterniß ſchlug eine Thüre zu. Die Mädchen ſchrieen laut auf.

«Allons, allons, au lit, mesdemoiselles! In's Bett! In's Bett!"

Fort waren ſie, — alle miteinander davon gehuſcht und verſchwunden. Hierauf wünſchte die Chanoineſſe den jungen Cavalieren, die ſich ziemlich verdutzt gegenüberſtanden, gute Nacht und begab ſich ebenfalls zur Ruhe. — —

— „Wir wollen doch nicht mit den Hühnern zu Bett," — meinte Theophil.

„Oder mit dieſen Gänſen," — lachte Arthur.

„Hör' mal," — fügte Oskar bei, — „ich hätte deinen ländlichen Serail beſſer verſehen geglaubt, nach Allem, was du darüber blagirteſt."

„Die Perle davon habt Ihr gar nicht geſehen," — entgegnete Theophil.

„Scheint ſich nicht von dir fiſchen laſſen zu wollen, dieſe Perle," — ſpottete Emil.

Der alte Jakob hatte unterdeſſen noch eine Bowle Punſch gebracht, welche auf ausdrücklichen Befehl des jungen Herrn mit einer Flaſche alten Madeira's verdünnt worden war. Die jungen Leute füllten auf's Neue ihre Gläſer. Theophil, welchen der Spott ſeiner Freunde an empfindlicher Stelle verletzt hatte, beſchloß — muthig gemacht durch das ſtarke Gebräu — denſelben nicht auf ſich ſitzen zu laſſen.

„Wer will wetten? Bäbeli macht mir zur Stunde noch auf, wenn ich an ſein Fenſterlein klopfe!"

„Sechs Flaſchen Champagner! — Wir kennen den Renommiſten," — riefen die Andern in einem Athem.

„Es gilt! Ich bring' Euch, bevor die nächſte Stunde ſchlägt, ein Wahrzeichen meines Beſuches." — —

— Der Schloßbauer hatte den Junker Oberherrn, der ſehr große Stücke auf ſeines Pächters landwirthſchaftlichen Kenntniſſen und Erfahrungen hielt, begleiten müſſen, wobei er jedoch keineswegs zu den Herren in die Kutſche ſitzen wollte, ſondern an keinen andern Platz, als zum Kutſcher auf den Bock. Ringgi mit dem nägelbeſchlagenen Halsband, der nächtliche Wächter der Schloßſcheuer,

war ſeinem Meiſter nachgelaufen, weßhalb ſich jedoch Niemand bekümmerte, weder der Schloßhans noch die Zurückgebliebenen, da die gute Ordnung und das Paar kräftige Fäuſte, welche hier herrſchten, in weitem Kreiſe genugſam bekannt waren, um von jedem Diebſtahl oder Einbruch abzuſchrecken.

So ſpät es war, ſo ſaß das Bäbeli doch noch in ſeinem Stübchen beim Lichte und war ganz in das Buch vertieft, welches ihm das Fräulein heute zum Leſen gegeben hatte. Die lebhafte Einbildungskraft des Kindes hatte es in jenes Städtchen am Rhein entführt, wo einſt der Löwenwirth und die Löwenwirthin beiſammen im kühlen Hinterſtübchen ſaßen. Es hörte des würdigen Pfarrherrn lehrreiche Worte. Dann ſah es den langen Zug der armen, vor dem plündernden und ſengenden Feinde fliehenden Auswanderer. Es traf Hermann und Dorothea am Brunnen ſitzend. —

Das Fenſter war halb geöffnet, die milde, weiche Nachtluft einzulaſſen. Es war ein Bild freundlichſter Ruhe, das Mädchen, den Kopf auf die Hand geſtützt, in ſtiller Mitternacht bei ſeinem Lichte ſitzen zu ſehen, während der Mond die Silhouetten der Rebenranken am Fenſter in ſcharfen ſchwarzen Umriſſen auf die Vorhänge zeichnete,

welche Bäbelis kleines Heiligthum vor unberufenen Blicken ſchützten.

Leiſe Schritte, welche draußen ſich hören laſſen, vermögen nicht, das Mädchen in ſeiner Lektüre zu ſtören. Jetzt aber klirrt das Fenſter, der Schatten von etwas Lebendigem zeichnet ſich auf dem weißen Mouſſelin, es ſteigt Jemand in's Zimmer, Bäbeli ſpringt erſchreckt von ſeinem Sitze auf, der Eindringling tritt hinter dem Vorhang hervor und das Mädchen erkennt mit Verwunderung — Herrn Theophil.

Was der Herr um dieſe Stunde hier wolle? — „Nachſehen" — erwiederte Theophil, — „warum du nicht auf's Schloß zum Balle gekommen biſt." —

Die Herren ſeien für des Schloßhanſen Bäbeli zu vornehm, des Schloßhanſen Bäbeli aber für die Herren zu gut, war die Antwort.

„Das ſind Mücken, welche dir meine Schweſter in den Kopf geſetzt hat, aber ich laſſ' ſie nicht gelten. Daß du morgen ja nicht fehlſt, deſſen will ich mich jetzt durch ein Pfand verſichern." Theophil, durch den Madeirapunſch keck gemacht, umfing mit dem einen Arm des Mädchens ſchlanken Leib und verſuchte mit der andern Hand, das ſchwarzſammtene, perlengeſtickte Göller loszuhäckeln,

welches nach bernischer Volkstracht dessen Hals züchtig verhüllte. Der junge Herr, der halb betrunken war und um Alles nicht ohne seine Trophäe zu den Freunden zurückgekehrt wäre, fühlte heute Kraft für zwei im Leibe. Aber Bäbeli, im Gefühl ihres verletzten jungfräulichen Stolzes und Schamgefühls wehrte sich kräftig. Während des Ringens stießen sie an den Tisch, die Kerze fiel um und löschte und das Stübchen ward nur noch vom Mondlicht erhellt, welches die Vorhänge durchscheinen ließen.

Da sah Theophil plötzlich eine Gestalt aus der Wand heraustreten. Sie schien in ein weißes Kleid gehüllt, — ein paar magere nackte Arme waren sichtbar, — ein Gesicht blaß wie eine Todtenmaske, — zwei Augen, die unheimlich in ihren tiefen Höhlen funkelten. — — Die Gestalt sprang auf Theophil los, faßte ihn mit den magern krallenartigen Händen und suchte ihn von Bäbeli wegzuzerren. Erschreckt fuhr der junge Mann zurück und riß sich los.

„Die weiße Frau!“

Kaum hatte die Erscheinung Theophils Stimme gehört, so erhob sie ein grelles Gelächter, schlug die Arme auseinander und ging ihm nach, als ob sie ihn umarmen wollte. Dieser, von panischer

Angſt befallen, ergriff mit zu Berge ſtehendem Haar die Flucht auf dem nämlichen Weg, den er gekommen, nämlich durch's Fenſter — und überließ das Bäbeli ſeinem Schickſale. — —

Die kranke Schloßbäurin im Nachtkleide ſtand jetzt mitten im Zimmer und ſchaute ſtarren Blicks nach dem Fenſter, durch welches Theophil verſchwunden war. „Fort, fort!“ — ſtöhnte ſie. „Mochte nichts wiſſen vom Mütterchen!“ — „Es war ja nicht Fritz,“ — ſagte Bäbeli, — „es war unſer junge Herr, der zu viel getrunken hatte.“

Die Geiſteskranke ſtieß einen ſchweren Seufzer aus. Bäbeli ſchlang ſchmeichelnd ſeinen Arm um ihren Hals: „Du biſt mir zur rechter Zeit zu Hülfe gekommen, Mütterchen; das war recht brav von dir. Aber jetzt gehſt du wieder hübſch zu Bette, nicht wahr?“ — Mit ſanfter Gewalt ließ ſie ſich endlich wieder in das Nebenzimmer und zur Ruhe bringen.

Um einem fernern unverhofften Beſuche vorzubeugen, verſchloß hierauf das Mädchen ſorgfältig Laden und Fenſter. Der Schreck hatte dem Bäbeli keineswegs die Nerven angegriffen. Während des Auskleidens ſang es mit ſchelmiſchem Spott:

„Chumm=mer nit vor myni Thür,
„Oll i thue der Riegel für!
„Chumm=mer nit vor mynes Huus,
„Oll i lah der Ringgi us!“ —

— Kehren wir zu Theophil zurück.

Wie mit Hunden gehetzt rannte er den steilen Fußpfad, der zum Schlosse führte, hinan. Da sah er unter den Silberpappeln hinter dem Garten etwas Unheimliches. Von weitem sah es einem kolossalen Glühwurm ähnlich, der sich im dunkeln Schatten der Bäume hin und her bewegte. Näher gekommen gewahrte Theophil deutlich einen mattleuchtenden Menschenkopf, der bald hinter einem der dicken Stämme der Pappeln verschwand, bald wieder erschien. Da seine Einbildungskraft schon von der Erscheinung in der Schloßscheuer in fieberhafte Aufregung versetzt worden war, so erfaßte ihn jetzt ein doppeltes Grauen. Er schwenkte nach rechts, um den Garten von dorther zu erreichen. Da kam über die mondbeglänzte Wiese ein grünes Buckelmännchen auf ihn zugehüpft. Die Angst schien dem Fliehenden eine ungewohnte Behendigkeit zu verleihen. Wie eine Katze kletterte er die mannshohe Gartenmauer hinan. Was mußte er nun erst erleben!

Lang und weiß, in ein Leintuch gehüllt, kam es ihm durch die Zwetſchenallee entgegen. — —

Wohin fliehen? — Zur Linken, vom Badhaus her kam der leuchtende Kopf gewackelt, bald als ob er hoch in den Lüften ſchwebe, bald als ob er über den Boden hinrolle. Zur Rechten, auf der Seite des Pavillons, hüpfte das grüne Buckelmännchen auf den bekiesten Gartenwegen. Vor ihm, in der Allee, die zum Schloſſe führte, ſtand die weiße Frau und winkte mit ihrem magern Arme.

Es blieb dem Geängſtigten nichts anderes übrig, als über Stock und Stein, d. h. mitten durch die Blumenbeete nach dem Schloß zu flüchten. Aber ihm nach, wie von der Windsbraut getragen, das grüne Männchen, die weiße Frau und der leuchtende Kopf. Bis in die Vorhalle drangen die kecken Geſpenſter und tanzten dort um den jungen Schloßherrn einen wilden ſchauerlichen Reigen, bis endlich — alle drei unisono in ein ſchallendes Gelächter ausbrachen. — —

Oskar ſtellte den hohlen Kürbis, in welchem ein Lichtſtümpchen brannte, und den er draußen im Garten bald hoch über ſeinem Kopfe gehalten, bald tief an der Erde getragen hatte, neben die gelcerte Punſchbowle auf den Tiſch. Emil, welcher ſich mittelſt Jakobs Gärtnerſchürze und Mütze als

grünes Buckelmännchen kostümirt hatte, legte seinen spanischen Mantel bei Seite. Aus einem Tischtuch heraus schälte sich Arthur, der die Rolle der weißen Dame agirt hatte.

„Das war ein Kapitalwitz," — rief das Buckelmännchen, als es endlich ob der allgemeinen geräuschvollen Heiterkeit zu Worte kommen konnte. — „Aber nun lache auch mit, Theophil! Du hast ja deine Wette gewonnen und brauchst uns nicht einmal ein Beweisstück vorzulegen, da wir alle drei dich mit eigenen Augen aus dem Fenster deiner ländlichen Perle steigen sahen."

Aber Theophil blieb stumm und verdrossen. Es stand bei ihm fest, daß er heute Nacht drunten in der Schloßscheuer etwas gesehen habe, was keineswegs Arthur mit dem Tischtuch gewesen war, sondern ganz was anderes. —

Ende des ersten Buches.

# Zweites Buch.

## 1841.

# Erſtes Kapitel.

## Sturmwolken.

Dem berühmten revolutionären Staatsrechtslehrer, deſſen Bekanntſchaft wir am Schießen von Solothurn gemacht haben, mangelte keineswegs ſein kleiner Hofſtaat. Derſelbe beſtand ſelbſtverſtändlich aus den in Bern ſich aufhaltenden deutſchen Flüchtlingen und dann noch aus einigen jungen Schweizern, den Lieblingsſchülern des Herrn Profeſſors, welche ſchon damals den Kern jener ſogenannten „jungen Schule“ zu bilden begannen, die dann Anno 1846 den letzten Bernerſchultheißen von ſeinem Thronſeſſel herunterſtießen, um ſich ſelber des Regimentes des größten und mächtigſten Schweizerkantons zu bemächtigen.

Unſer junge Freund, des Schloßhanſen Fritz oder, wie er nach Ablegung ſeines Staatsexamens genannt wurde, Herr Fürſprech Waldmann, gehörte ſeit dem Solothurner-Schießen ebenfalls zu jenem Hofſtaate. Wir treffen ihn im Empfangszimmer des Herrn Profeſſors bei einer jungen

Dame, in welcher wir ohne beſondern Scharfblick den Knaben in ſchwarzſamnt'ner Blouſe und Glanzſtiefeln wieder erkennen, an deſſen Glas er damals — der Aufforderung des Herrn Profeſſors Folge leiſtend — ſein Glas mit perlendem Cortaillod angeſtoßen hatte. War es damals ein Leichtes geweſen, unter der Blouſe das Mädchen zu errathen, ſo hätte man jetzt beinahe glauben mögen, in den Frauenkleidern ſtecke ein verkleideter Knabe. Die junge Dame trug ein dunkelfarbiges Amazonenkleid, mit aufgenähten Schnüren verziert; um den Hals hatte ſie ein hochrothes Band geſchlungen und die reichen braunen Haare fielen ihr wie einem fahrenden Schüler auf die Schultern herunter. Sie war eine junge Verwandte des Herrn Profeſſors, auf welche er große Stücke hielt, da ſie ſich mit allem Feuer weiblicher Leidenſchaft zu den Grundſätzen der äußerſten Linken bekannte. Von dem Oheim ward ſie ſchlechtweg „Fränzl", von den Beſuchern des Hauſes Fräulein Franziska genannt.

Was auf Fräulein Franziskas Arbeitstiſch lag, war keineswegs ein Strickſtrumpf oder eine Näharbeit, ſondern ein Correkturbogen.

„Wieder ein Revolutionslied für die guten Pfälzer, Schwaben und Schwarzwälder," —

bemerkte Fritz Waldmann, nachdem er einen Blick auf das bedruckte Blatt geworfen. — „Das soll wirken," — erwiederte Franziska. „Bei Nacht und Nebel schmuggeln wir Tausende von Exemplaren über den Rhein. Der fahrende Handwerksbursche kriegt die Wurst hineingewickelt, die er sich im Fleischerladen kauft; die Soldaten sollen ein solches Blatt in jedem Tabakspäckchen finden." — „Wissen Sie wohl, daß Sie unſ're schweizerische Neutralität und das gute Einvernehmen mit unsern hohen, höchsten und allerhöchsten Nachbarn mittelst Ihres fliegenden Buchhandels nicht wenig compromittiren, meine schöne Revolutionsgöttin?" — lachte Fritz.

Franziska sprang ungeduldig von ihrem Sitze auf und rief, indem sie mit dem niedlichen Fuß auf den Boden stampfte: „O ihr unausstehlichen schweizerischen Urphilister! Glaubt ihr wohl, es sei der großen Sache der Menschheit geholfen, wenn bei euch statt der adelichen Perrücke der bürgerliche Zopf regiert? — wenn ihr unter euch und zwischen euern vier Pfählen Republikchen spielt und dabei recht artig und manierlich seid, damit ihr nicht etwa einem euerer gekrönten Nachbarn auf die Hühneraugen tretet und der etwa Lust bekäme, euch auf die Finger zu klopfen? —

Pfui, heißt das Republikaner ſein! — Euer eigen Haus ſolltet ihr freudig in Brand ſtecken, damit die Flamme nach dem morſchen Gebälke des Nachbarn hinüberlecke und es zu Aſche brenne.“ —

„Wir bedanken uns ſchönſtens für die Rolle des Schwefelholzes, mit welchem Sie den großen europäiſchen Brand anzünden möchten,“ — entgegnete Fritz neckend, betrachtete aber zugleich mit Wohlgefallen die ſchlanke, kecke Geſtalt, der nichts als die phrygiſche Mütze zu fehlen ſchien, um als déesse de la liberté auf irgend einem revolutionären Altare Poſto zu faſſen.

„O ihr Männer,“ — fuhr Jene nach einer Pauſe höhniſch fort. — „Dächten die Männer wie ich, die Throne der gekrönten Henker lägen längſt geſtürzt und über den Haufen geworfen. Aber ihr ſeid alle Philiſter. Und weil ich keinen Philiſter zum Manne will, bleib' ich Mädchen.“ Und ſchmollend ſetzte ſich Fränzl wieder an ihre Correktur. —

Nicht lange, ſo trat der Profeſſor ein und warf einen Stoß Briefe und Zeitungen auf den Tiſch. „Hurrah, Kinderchen,“ rief er eintretend, — „jetzt geht's einmal los. In Luzern, Aargau, Solothurn haben die Pfaffen das dumme Bauernvolk aufgewiegelt. Eine Contrerevolution, einen

Zürcherputsch in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage soll es geben." —

„Und darüber jubeln Sie?" — frug Fritz verwundert. — „Warum sollt' ich nicht," — entgegnete der Professor, — „da der Feind sich auf ein Terrain wagt, wo wir ihm stets überlegen sein werden? — Auf diesen Kampf habe ich mich schon lange gefreut," — setzte er händereibend bei. „Gegen diese von den Klöstern organisirten Brüderschaften und Congregationen, denen man für dießmal Knittel und Kommisgewehre statt der Rosenkränze in die Hände geben will, lassen wir uns're Volksvereine und Schützengesellschaften, uns're Turner-Riegen und Liedertafeln los. Prächtige Gelegenheit, einmal über unser Volksheer Musterung zu halten!" —

Fräulein Franziska hatte unterdessen einen Blick in die Zeitungen geworfen, welche ihr Onkel mitgebracht hatte.

„Die Reaktion scheint wirklich homöopathisch verfahren und der Revolution mit Hülfe der Demokratie zu Leibe gehen zu wollen," — sagte sie dann. „In Luzern möchten sie aus dem Leu von Eberfoll einen Andreas Hofer machen. In Baden spuckt schon eine aargauische Regierung Nr. II; in Solothurn gibt's Volksversammlungen



Bayerische Staatsbibliothek München

an jedem Kreuzweg; da wird's Zeit, Kriegsrath zu halten, Väterchen!" —

„Freilich, freilich, — aber nicht hier. Du weißt wohl, mein Kind, daß die guten Gedanken erst dann in mir aufkommen, wenn vor mir das rothe Rebenblut im Glase perlt; im Wirthshaus, da bin ich erst ich selbst, — der Barrikadenprofessor, wie ihr Schalke mich nennt. Du kommst doch auch mit, Fränzl?" —

„Wie sollt' ich fehlen?" — erwiederte das Fräulein, huschte in's Nebenzimmer und hatte einen Augenblick später ihr Amazonenkleid mit der bekannten Sammtblouse vertauscht, über welche ein Radmantel geworfen und auf den Kopf keck ein Kalabreserhütchen gedrückt wurde. —

Wir wollen dießmal dem Barrikadenprofessor nicht in die obskure Kneipe folgen, in welcher er seinen Kriegsrath abzuhalten gedenkt, sondern gehen durch die ernsten, grauen, sandsteinernen Gassen Berns bis vor das stattliche Haus, wo der allmächtige Schultheiß wohnt. «Sonner et attendre» steht auf der Messingplatte neben der Klingel; wir kehren uns jedoch nicht an diesen kategorischen Imperati, sondern gehen unangemeldet treppan.

Wir finden den gewesenen Kaufmann von Biel und nunmehrigen ersten Magistraten der Republik Bern mit gekreuzten Armen vor seinem Kamine stehen.

„Sie haben also genaue Informationen eingezogen, Herr Polizeidirektor?"

Der Mann, der vom Schultheißen als Chef der Polizei angeredet wurde, sah seinem schwarzen Frack zum Trotz, eher einem schlauen Bauer ähnlich, als einem feinen Staatsmann, — ein Umstand, der übrigens keineswegs gegen seine Fähigkeiten sprechen soll. Ist ja doch jeder Viehmarkt ein diplomatisches Kolleg, welches von Gesandten und Ministern mit Nutzen frequentirt werden dürfte, — die einzige inländische und gewiß auch die beste Schule für unsre angehenden Talleyrands und Fouche's.

„Zu Solothurn," — rapportirte der Chef der Polizei, — „steht die liberale Regierung in dringender Gefahr, von einer ultramontan-demokratischen Volksbewegung über den Haufen geworfen zu werden." — „Das Solothurner-Gouvernement," — bemerkte der Schultheiß, — „hielt die Zügel von jeher zu schlaff; mit dem Grundsatz: laisser faire et laisser aller läßt sich nicht regieren. Sie sollen die Wühler und Hetzer bei den Köpfen

nehmen. Ich werde meinem Freunde là-bas ein Paar Worte darüber schreiben und für den Nothfall zwei oder drei Bataillone zu freundeidgenössischem Aufsehen an die Grenze stellen."

Der Polizeidirektor rieb sich lächelnd die Hände. „Süperb, Herr Schultheiß! Eine vortreffliche Gelegenheit, die lieben Nachbarn wieder einmal daran zu erinnern, wie nützlich ihnen unſ're Freundschaft ist. — Im Freienamt," — so fuhr er dann in seinem Berichte fort, — „ist der Aufstand schon ganz organisirt. Es fehlt den Malcontenten weder an Geld noch an Waffen; das Volk ist fanatisirt; ein sogenanntes Volkscomite leitet die Drähte; unſ're Freunde in Aarau packen ihre Kisten." —

„Da muß geholfen werden und rasch. Ist nicht der Aargau einst Berns Pflegekind gewesen? Da ist es Pflicht des Nährvaters, sich in's Mittel zu legen. Diesen fanatischen Pfaffen, die das Volk aufwiegeln, will ich das Handwerk legen und müßte ich die letzte Landwehrkompagnie des Guggisbergs marschiren lassen."

Der bernische Fouche erlaubte sich keine Bemerkung, sondern rapportirte weiter: „In Luzern fängt man an, für die Berufung der Jesuiten zu agitiren. Selbst der ehemalige Kirchenstürmer,

den wir in ſeinem Kampf gegen die Tiara ſo oft zur Vorſicht mahnen mußten, ſoll für dieſen Gedanken gewonnen ſein." —

„Der Pfaffenfeind, der eifrige Verfechter der Badener Artikel, die Rom verdammte," — rief der Schultheiß mit bitterer Ironie aus. Nachdem er einigemal im Zimmer auf- und abgegangen, fuhr er fort: „er ſpielt ein hohes Spiel und mit gefährlichen Karten, dieſer ehrgeizige Ländler. Es ſei, — ich nehme die Parthie an. Es wird ſich zeigen, wer die beſſern Trümpfe hat!" —

„Ihro Exzellenz, welche an der Tagſatzung über mehr als zwölf Stimmen gebieten und die Ihren Geboten mittelſt vierzigtauſend Bayonetten Nachachtung zu verſchaffen vermögen, werden ſich doch nicht mit dieſem hergelaufenen Schwarzwälder auf die gleiche Linie ſtellen wollen?" — erwiederte entrüſtet der ſchlaue Chef der Polizei. Die geſchmeichelte Exzellenz ſetzte ſich einigermaßen beruhigt wieder auf ihren Fauteuil und entgegnete dann nach einer kleinen Pauſe, während welcher ſie die vierzigtauſend Bayonette nicht ohne etwelches Behagen ſavourirte: „Mein lieber Polizeidirektor, ein ſchlauer Kopf verrichtet zuweilen mehr, als ein ganzes Regiment, und ein halbes Dutzend Jeſuiten ſind unter Umſtänden ein wirkſameres

Hülfskorps als zehntauſend Landſtürmer aus dem Entlebuch. Indeſſen wollen wir doch nicht ermangeln, von jenen Hülfsmitteln Gebrauch zu machen, die uns zu Gebote ſtehen. Sie werden dafür ſorgen, Herr Polizeidirektor, daß die Aufgebote für ſämmtliche Auszüger-Bataillone des Oberaargaues, Emmenthales und Seelandes ausgefertigt und zum unmittelbaren Verſenden in Bereitſchaft geſetzt werden."

Der Herr Polizeidirektor empfahl ſich mit einem zwar etwas eckigen, aber deßhalb nicht minder ehrerbietigen Bückling.

## Zweites Kapitel.

### Der republikaniſche Gensdarme und der ſchwäbiſche Republikaner.

Wir führen den Leſer wieder auf den „Fögetz“ zurück, jenen ſchattenkühlen, lindenblüthenduftigen Feſtplatz des eidgenöſſiſchen Schießens von 1840. Es ſind noch keine volle ſechs Monate ſeit dem Feſte und welch' ein Wechſel! —

Die Feſtgebäude ſind niedergeriſſen, die Linden kahl; den Plan deckt, wie andere Wieſen und Aecker, ein einförmiger Schneeteppich, und in die Gemüther, die damals von Bruderliebe und Verſöhnungsluſt überquollen, iſt wieder der Teufel der Zwietracht und des Parteihaders eingezogen.

Es iſt jetzt ſehr einſam hier. Sogar die Herren Geiſtlichen mit den breitrandigen Hüten und den langen ſchwarzen Talaren, die ſonſt Tag für Tag hier auf- und abwandelnd ihr Breviarium zu beten pflegten, hat der froſtige Zugwind verſcheucht, der zwiſchen den dunklen, knorrigen Stämmen pfeift. Lange, lange läßt ſich keine lebende

Seele ſehen. Endlich entdecken wir Jemanden auf dem Fußpfad, der von den Steinbrüchen herunter führt. Der Tſchacko, der kurze grüne Mantel, das Seitengewehr, das unter dem Mantel hervorragt, laſſen in dem einſamen Wanderer einen Landjäger erkennen. Trotz des ſchneeweißen Schnurrbarts, der ſeinem wettergebräunten, runzelndurchfurchten Geſichte zur Zierde dient, geht er doch noch aufrecht und ſicher an ſeinem Stocke einher. Am unterſten Ende der Fögetz-Allee ſteht ein niedriges unſcheinbares Häuschen. Hier tritt der Diener des Geſetzes unangemeldet ein. — —

Auf der Ofenbank ſaß ein alter langer Burſche mit einem hölzernen Bein; ſeinen dürren Leib deckte eine Aermelweſte, ſein kahles Haupt eine Zipfelkappe.

„Gegrüßt ſei Jeſus Chriſt", — grüßte der eintretende Landjäger. — „In Ewigkeit", — erwiederte der Stelzfuß, worauf der Ankömmling ſich ebenfalls auf die Ofenbank ſetzte und beide eine geraume Zeit den Rauch aus ihren angebrannten Ulmerköpfen ſtumm vor ſich her bliesen.

„Man ſagt", — begann endlich der Stelzfuß das Geſpräch, — „die Bauern ſollen heute kommen und die Regierung ab dem Rathhaus jagen." — Der alte Polizeidiener zuckte die Achſeln, als

ob ihm dieß ziemlich gleichgültig wäre. „Da könnteſt du aber um deinen Poſten kommen“, — fuhr jener fort.

Der Landjäger lachte heiſer in ſeinen weißen Schnurrbart hinein.

„Der alte Bolinger um ſeinen Poſten kommen? Der alte Bolinger hat ſchon fünf Regierungen gedient und geſchworen und hofft noch mehr als eine zu überdauern.“

„Wenn der katholiſche Verein Meiſter wird, ſo werden ſie dir dann ſchon zeigen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat. Einer, der's zehn Jahre lang mit dem Munzinger hielt, können jene nicht brauchen.“

„Du verſtehſts nicht beſſer, Behreter“, — erwiederte mitleidig lächelnd der Landjäger. „Liberaler oder Ariſtokrat, alt oder neu, — Larifarizeug! Die Polizei iſt die Hauptſache, — die Polizei, die muß immer ſein!“ — Bolinger ſtrich wohlgefällig ſeinen Schnurrbart und fuhr nach einer Pauſe fort: „Siehſt du, alter hinkender Bote, du wirſt alt und dein Gedächtniß läßt dich im Stich, ſonſt wüßteſt du dich darauf zu beſinner, daß ich ſchon vor Anno achtundneunzig Landjäger war. Kamen dann die Franzoſen in's Land und die Helvetik auf den Strumpf; mußte der Einen

und untheilbaren helvetischen Republik den Eid schwören und blieb Landjäger wie zuvor, — nur daß ich dem Bürger Regierungsstatthalter statt Meinem gnädigen Herrn Schultheißen den Rapport abstatten mußte. Nicht lange, so ging der Stecklikrieg los und der Bürger Regierungsstatthalter mußte gehen, woher er gekommen war. Als der Napoleon Ordnung gemacht hatte, war wieder eine andere Regierung und Verfassung, nur der Bolinger war der alte. Damals glaubte man, das werde ewig dauern, aber Anno vierzehn kamen die Kaiserlichen, der Napoleon ging futsch. Meine gnädigen Herren und Obern kamen wieder an's Brett und ich mußte zum viertenmal den Eid schwören. Der hielt dann bis Anno dreißig, da sie in Paris den Scharldiß ausjagten und in Balsthal der Munzinger auf der Rößlistiege eine Rede hielt. Da kam die Volkssouveränität auf, wo man alle Paar Jahre einmal die Großräthe kann helfen wählen. Meinetwegen, — dachte der Bolinger und stimmte, wenn der Wahltag kam, nach der Consigne. Was soll er sich jetzt darum kümmern, ob der katholische Verein oder die Längendörferschützen Meister werden? — So lange es Schelme gibt und Bettler und Vagabunden, so lange wird man auch Landjäger brauchen;

da iſt dem Bolinger um ſeinen Poſten nicht bang." —

Es ging eine Weile, bis der Stelzfuß dieſe Rede verdaut hatte, während welcher Pauſe die beiden Alten mit ernſthaften Mienen ihre hölzernen Pfeifen dampfen ließen. „Aber wenn die Bauern kommen und es einen Putſch gibt, was machſt du dann?" — frug dieſer endlich.

Der Landjäger ſchaute ſeinen Freund ſpöttiſch an und brach dann wieder in ſein gewohntes, heiſeres Lachen aus.

„Was ich dann thue? Höre mal, alter Behreter, mich bedünkt zuweilen, als ob nicht nur dein Bein, ſondern auch dein Kopf hölzern ſei. Was ich dann thue? Was anders, als was mein Chef commandirt!" — „Und wenn er befiehlt, auf die Bauern zu ſchießen? — „So brenn' ich los." — „Und wenn dann die Bauern Meiſter werden?" — „So melde ich mich beim neuen Chef, und der wird ſagen: „Bolinger, du haſt deine Pflicht gethan." —

Nach dieſen Worten ſtopfte ſich der Landjäger ſeine Pfeife auf's friſche, ging dann zum Barometer, der neben dem Fenſter hing, klopfte hergebrachter Maßen ein Paarmal mit dem Fingerknöchel an's Brettchen, ſchüttelte bedenklich den

Kopf und ging ſchweigend hinaus, ſeine Bettlerrunde zu vollenden und ſich dann bei ſeinem Wachtmeiſter zum Rapporte zu melden. —

Während in dieſen untern Schichten der ſolothurniſchen Regierungshierarchie noch vollkommene Ruhe herrſchte, wüthete in den obern Regionen ein ſehr bedenklicher Sturm. Von Grenchen, von Mümliswil, aus dem Schwarzbubenland und dem Niederamt langten fortwährend ſehr beunruhigende Berichte ein. Von einem Augenblick zum andern fürchtete man, den offenen Aufſtand in jenen unzufriedenen Bezirken ausbrechen zu ſehen. Aber an der Spitze der Liberalen, welchen die Zügel des Regiments aus den Händen gewunden zu werden drohte, ſtand ein Mann von entſchloſſener Thatkraft und eiſernem Willen. Während deſſen alte Garde, die „Längendörferſchützen", das Zeughaus bewachten, marſchirten die aufgebotenen Anhänger der Regierung aus der Waſſeramtei und dem Bucheggberg unter Sang und Klang zum Bernthor herein. Zu gleicher Zeit zog die Regierung vom Rathhaus in die Kaſerne und erklärte ſich in Permanenz. Die Führer der Unzufriedenen wurden in ihren Häuſern verhaftet. —

Fritz Waldmann hatte vom Centralkomite des Volksvereins in Bern eine geheime politiſche

Miſſion erhalten. Fräulein Franziska erhielt folgenden aus Solothurn vom 10. Januar 1841 datirten Brief von ihm:

„Wie ſchade, daß Sie nicht hier ſind an meiner Stelle, — wohlverſtanden in Blouſe, Calabreſer und Carbonarimantel! Dieſe gemüthliche Anarchie, dieſe gelinde Schreckensherrſchaft, dieſes comité du salut public ohne Guillotine, wäre dieß nicht ihr wahres Element? — Denken Sie ſich eine Regierung in einer Wachtſtube; für jeden Rathsherrn eine Matratze am Boden; mitten im Zimmer einen Tiſch, auf welchem abwechſelnd oder auch ſimultan protokollirt und dekretirt, dinirt und pokulirt wird. Und dann das bewaffnete Volk, dieſe Regierung zu ſchützen: Apotheker, Advokaten, Aerzte, Schulmeiſter, Muſikanten, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher in buntem Gemiſch, aber alle in Soldaten-Mänteln und mit Ober- und Untergewehr bewaffnet, obwohl mehr denn Einer ſeiner Lebtage noch nie keine Flinte losgedrückt hat. Das patrouillirt und arretirt, renommirt und ſchwadronirt und vergißt des edlen Trankes nicht, der Kraft und Muth ſtählt, — Alles für's Vaterland — daß es eine wahre Freude iſt.

„Die Staatsgefangenen ſind in den beſten

Zimmern des Unterſuchungsgefängniſſes untergebracht und werden von der bewaffneten Volkspolizei bewacht, welche heute den Dienſteifer ſo weit treibt, die Speiſen, die ſich die Arreſtanten von Hauſe dürfen kommen laſſen, nach verbotenen Briefſchaften mit Pfeifenräumern zu durchſtöbern, und dann morgen dieſen oder jenen Hochverräther mitten in der Nacht aus dem Bette holt, — nicht etwa zum Verhör, ſondern um der Wache ein Paar Flaſchen ausſtechen zu helfen.

„Ich bin begreiflich mitten drinnen in dem Zeug, bin mit allen Volkswehrmannen auf Du und Du und mache mit, was mitzumachen iſt. Eine kürzlich unternommene Streifpatrouille, zu welcher ich gehörte, trug mir eine intereſſante Bekanntſchaft ein.

„Es war eine trübe froſtige Nacht. Da noch immer ein Ueberfall der malcontenten Bauern einiger Bezirke befürchtet wird, ſo wurden Streifwachen bis in die nächſten Dörfer abgeſchickt, um auszukundſchaften, ob ſich auf den Straßen nichts Verdächtiges zeige. Mir wurde das Kommando einer dieſer Patrouillen übertragen. Aus der Richtung, nach welcher wir ausgeſendet wurden, mußte übrigens keine große Gefahr drohen, denn die Mannſchaft, welche mir übergeben wurde, beſtand

aus einem ſchwäbiſchen Profeſſor des Griechiſchen, — einem Apotheker, der urſprünglich ein Berlinerkind iſt, alle entdeckten und unentdeckten Wiſſenſchaften und alſo auch die Kriegswiſſenſchaft aus dem ff los hat, aber trotzdem ſehr verlegen geweſen wäre, hätte er eine Patrone anbeißen und ſein Kommisgewehr laden müſſen — und endlich aus einem äußerſt gutmüthigen Autodidakten, von Handwerk Fürſprech und Notar, deſſen beſondere Stärke Fremdwörter und Binockel ſind.

„Gewehr in Arm", — kommandirte ich, wobei der Apotheker ſeinen Schießprügel in den rechten Arm nahm, wie es nach ſeiner Behauptung die ganze preußiſche Armee zu thun pflege, welche doch bekanntlich, beſonders was das Exerzieren anbetreffe, die erſte der Welt ſei.

„Und vorwärts zog ich mit meiner kleinen Fremdenlegion durch's Thor und auf der verſchneiten und unter den Füßen knarrenden Straße in die Nacht hinaus. Es war bitter kalt und wir froren Alle wie arme Sünder, mit Ausnahme des Profeſſors, welcher in weiſer Vorſorge unter dem Soldatenmantel ſeinen watirten Schlafrock angezogen hatte. Der Berliner ſprach unter martialiſchem Fluchen den vermeſſ'nen Wunſch aus, auf einen Haufen Landſtürmer zu ſtoßen, damit man

ſich mindeſtens im Handgemenge etwas erwärmen könne. Der Fürſprech und Notar dagegen verwünſchte zähneklappernd den von den Pfaffen und Ariſtokraten aufgewiegelten „Janithagel", wegen welchem wir in der Kälte herum patrouilliren mußten, ſtatt beim gemüthlichen Schoppen und Binockel im warmen Stübchen ſitzen bleiben zu dürfen.

„Nicht lange, ſo hörten wir laute Stimmen vor uns, bald darauf auch im Schnee knarrende Schritte, — endlich ſogar Waffengeklirr, wie der Apotheker behauptete. „Nach allen Regeln der Strategie müſſen wir uns auf unſere Operationsbaſis zurückziehen", — demonſtrirte der Apotheker. „Bei allen Göttern, laſſen Sie mich nicht im Stich", jammerte der griechiſche Profeſſor, welcher wegen ſeiner doppelten Hülle etwas von chineſiſcher Unbehülflichkeit an ſich hatte.

„Unterdeſſen war das Geräuſch näher gekommen. „Halt! Werda?" — „Landjägerpatrouille mit einem Arreſtanten, — antwortete eine heiſere Stimme, wonach meine tapfere Mannſchaft in ein lautaufathmendes „ah" ausbrach.

„Zwei Geſtalten traten aus der dämmernden Nacht heraus; die eine entwickelte ſich zu einem grauen bärbeißigen Gensdarmen, die andere war

ſo viel ſich erkennen ließ, für die Jahreszeit ſehr leicht gekleidet, trug einen Bündel unter dem Arm und rief, ſobald ſie unſrer anſichtig wurde, mit halb komiſchem, halb kläglichem Pathos: „Meine Herren, wenn Sie Republikaner, wenn Sie Bürger eines freien Landes ſind, ſo retten Sie mich aus den Klauen dieſes Werkzeugs der Deſpotie!“ — „S'iſt vielleicht ein verkappter Jeſuit,“ — meinte der Fürſprech und Notar. — „Ich, der Märtyrer ſeiner freiſinnigen Grundſätze, der von den Tirannen verfolgte flüchtige Fürſtenhaſſer, wäre ein Jeſuit!“ — proteſtirte jener. „Märtyrer, Fürſtenhaſſer?“ brummte der Landjäger. „Muß ſich dazu legitimiren, — muß ſo geſchrieben ſtehen und geſtempelt. Aber nichts da, weder Paß noch Wanderbuch, noch Heimatſchein. Vagant, nicht Märtyrer! Fort, marſch, Bettelſtube!“ — Der Arreſtant remonſtrirte hierauf mit großer Zungenfertigkeit, daß es in der wahren Republik gar keine Polizei geben dürfe, welche ja die direkte Negation der Freiheit ſei, — und folgerichtig auch keine Polizeidiener; der Landjäger habe demnach nicht nur kein Recht ihn abzufaſſen, ſondern prinzipiell nicht einmal dasjenige zu exiſtiren. Der Apotheker, obwohl ſelbſt nichts weniger als politiſcher Flüchtling, ſondern als guter Preuße

eingewandert, war, ſeit ihm die ſchweizeriſche Naturaliſation zu Theil geworden, ein fanatiſcher Republikaner geworden und fand es in dieſer Eigenſchaft in ſeiner Stellung, ſich ſeines ehemaligen Landsmannes anzunehmen und für denſelben bei dem Diener der öffentlichen Sicherheit gutzuſprechen, der ſich nach einigem Zureden dazu bewegen ließ, den „Landſtreicher," wie er ihn nannte, uns zu überlaſſen unter dem Vorbehalte, am andern Morgen ſeinen Rapport zu machen mit ausdrücklicher Erwähnung der Verbürgung des Herrn Apothekers.

„Wir mußten, trotz dieſer Epiſode, begreiflich unſre Patrouille vollenden, wobei uns unſer Schützling begleitete. Unterwegs eröffnete er uns, daß er der Verfaſſer der „politiſchen Stoßſeufzer eines wahnſinnigen Härings" ſei, wegen welchen er aus ſeinem engern Vaterlande, dem Fürſtenthum Hohenzollern-Hechingen, wie einſt Schiller aus Stuttgart, habe fliehen müſſen. Später habe er die Redaktion des Lahrer Wochenblattes übernommen, in welchem er die Tendenz verfolgte, die Gemüther der Arbeiter in den dortigen Cikorienfabriken für die Republik zu bearbeiten, was ihm verſchiedene Verfolgungen zugezogen und ihn endlich genöthigt habe, ſich über den Rhein nach der Schweiz zu

flüchten. Hier beabsichtige er seine Feder gegen ein bescheidenes Honorar der guten Sache zur Verfügung zu stellen. —

„Der Bursche dauert mich. Seitdem das pharmazeutische Berlinerkind in Erfahrung gebracht, daß sein protégé ein Schwabe und kein Preuße sei, hat es seine Hand von ihm abgezogen. Da er ein äußerst fadenscheiniges schwarzes Röckchen trägt und es grimmig kalt ist, werde ich ihm einen Paletot zu verschaffen suchen, ein Postbillet bezahlen und nach Bern an Ihre Adresse spediren. Ihrem werthen Herrn Onkel wird es ohne Zweifel leicht gelingen, ihm als Hauslehrer oder in einem Regierungsbüreau oder bei einer Zeitungsredaktion Unterschlupf zu verschaffen. Ich empfehle ihn Ihrer einflußreichen Fürsprache, mein Fräulein. Sie werden finden, daß der Verfasser der politischen Stoßseufzer eines wahnsinnigen Härings nicht ohne Gewandtheit, Schwung und Humor ist; auch sein Aeußeres wird ganz präsentabel sein, hat er sich erst aus unsern Fleischtöpfen etwas angemästet und einen Schneider gefunden, der ihm Credit giebt.

„Hier in Solothurn werde ich nicht mehr lange bleiben. Alles geht auf's Beste. Ein prächtiger

Kern unseres künftigen Volksheeres, diese Längendörfer „Chutzen!“

„Nachschrift. Soeben erhalte ich ein Aufgebot. Sie wissen, daß ich die Ehre habe, Wachtmeister beim fünften Auszüger-Bataillon zu sein. Wir sollen nach dem Aargau marschiren. Meine politische Mission hat nun also ein Ende; von heute an bin ich Soldat.“ —

## Drittes Kapitel.

## Der Kloſterdreſcher.

Wie der Squatter des amerikaniſchen Urwaldes aus dem Zuckerahorn auf guten Waizenboden ſchließt, ſo mochten vor wenigen Jahrzehnten noch die Kuppeln und Thürme und die frommen Glocken der beiden ſtolzen Abteien Muri und Wettingen und der Nonnenklöſter Hermetſchwyl und Gnadenthal dem Wanderer zum Wahrzeichen dienen, daß ſein Fuß ein reiches fruchtbares Gelände durchſchreite, — das Wort jenes Kloſterfeindes, daß kein Gras wachſe, wo die Sohle eines Mönches geruht, Lügen ſtrafend. Daß im Schatten der hohen Kloſtermauern das Volk des „Freienamtes“ mit der Milch der frommen Denkungsart genährt und groß gezogen wurde, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Die, gleich hundertjährigen Eichen ragenden, unermüdlichen Spender unzähliger Moſtbirnen waren entblättert. Ein Schneeteppich bedeckte die fruchtbaren Felder und die fetten Matten, welche

die blaue Reuß beſpült. In allen Kloſterſcheunen wurde auf den Segen des Himmels fleißig losgedroſchen und, um den Sinn und Geiſt des Bibelſpruchs in Ehren zu halten, den Dreſchern ein reichliches Morgen- und Abendbrod gegönnt, welches dieſelben mit einer keineswegs karg zugemeſſenen Ration Obſtbranntwein hinunterſpülten.

Wir treten — ungeſehen — in ein wettergebräuntes, beſcheidenes Haus mit gähem Giebeldach und einer zuſammenhängenden Reihe niedriger Fenſter an der Mittagſeite. Da wir in der Küche Niemanden treffen, öffnen wir geräuſchlos die Stubenthür. Neben derſelben hängt der Weihwaſſerkeſſel aus weißglaſirter Töpfererde. An den Wänden prangen ein Paar Heiligenbilder, eine Madonna mit einer grellgelben Aureole um das Haupt, und ein St. Joſeph in blauem bournusähnlichem Mantel, mit langem Barte und einer Zimmermannsaxt im Arm.

Bei den Fenſtern ſitzen, den letzten Schein des Tages benutzend, eine Frau und ein Paar Mädchen und flechten Stroh, — jene feinen Schnürchen und zierlichen Bänder, aus welchen dann die Fabrikanten in Wohlen und Sarmenſtorf den luſtigen Sommerkopfputz der eleganten Damen zweier

Welttheile zuſammenſetzen. Der hoffnungsvolle Stammhalter der Familie, ein halberwachſener Knabe ſitzt — die Pelzkappe auf dem Kopfe und die Hände in den Hoſentaſchen — auf dem Ofen.—

Als die Dämmerung ſo weit vorgeſchritten war, um es auch geübten Händen unmöglich zu machen, die fein geſpaltenen Strohhalme zum vorgeſchriebenen künſtlichen Geflechte zu verbinden, legte die Mutter ihre Arbeit ſorgfältig bei Seite, langte nach dem Weihwaſſerkeſſel, bekreuzte ſich andächtig und ſprach: „Jetzt, Kinder, wollen wir den Roſenkranz beten, bis der Vater heimkommt und es Zeit wird, das Nachteſſen zu kochen.“ Dann begann ſie mit erhobener Stimme in dem ſchon von der Großmutter ſelig erlernten Tonfall das Gebet. Die Mädchen mit den hellen grellen Stimmen fielen hergebrachtermaßen ein, indem ſie die braunen Holzkügelchen des Paternoſters durch die Finger gleiten ließen. Nach einer Weile unterbrach ſich die Mutter: „Warum beteſt du nicht, Lunzi?“ — „Weil ich nicht mag,“ murmelte der Bube zwiſchen den Zähnen. Und auf's Neue begannen die drei weiblichen Stimmen ihre fromme Litanei. Als Lunzi noch immer nicht einfallen wollte, rief die Alte ungeduldig: „Willſt beten oder nicht?“ — „Nein,“ war diesmal die laute

trotzige Antwort. Ueber dieſer ungewohnten Widerſetzlichkeit fielen der Mutter die gefalteten Hände in den Schooß; Lunzi aber fuhr dreiſt fort: „Wenn ich dem Herrn Pfarrer begegne und würde ihn zehnmal nacheinander grüßen: guten Tag, Herr Pfarrer! — ſo würde er zu mir ſagen: einmal iſt genug, wenn's gut gemeint iſt; halt jetzt das Maul, Lunzi, und ſei kein Narr. Und ſo hat's unſer Herrgott auch. Ein Vaterunſer iſt genug, wenn's gut gemeint iſt, und dem lieben Gott angenehmer, als wenn man's zwölfmal plappert." — „Das haſt du nicht aus dir ſelber, Bub," ſchrie die Mutter, als ſie der Schreck über die Freigeiſterei ihres Sohnes wieder zu Worte kommen ließ. „Bekenne, wer hat dir das eingeblaſen?" — „Der Schullehrer," war nach einigem Zögern Lunzi's verdutzte Antwort. —

Da trat der Vater herein. Er kam vom Kloſter Hermetſchwyl, wo er als Dreſcher angeſtellt war. „Der Lunzi darf nicht mehr in die Schule," rief ihm die Mutter entgegen, „ſie haben einen Ketzer zum Schulmeiſter gemacht, welcher die Kinder läſtern lehrt." — Der Vater erwiederte: „Ich werde vom Bezirksamtmann gebüßt, wenn der Bub die Schule verſäumt; es iſt ein Zwang." — „Da ſiehſt du, wie die Herren von Aarau es

mit der Religion halten," eiferte die Frau." „Aber beſſer gebüßt werden, als an der Seele Schaden leiden." — Der Vater ſetzte ſich müde zu ſeinem freigeiſtigen Sohn auf den Ofen.

„Im Kloſter — begann er nach einer Weile — ſagen ſie, es würde nun bald anders werden. Es gebe nun einen Kanton Baden, der nichts mehr gemein haben dürfe mit den Lutheriſchen in den obern Bezirken. Aber zuvor müſſe man mit ihnen einen Hoſenlupf wagen. Wenn's einmal losgehe, ſolle ich dann auch nicht zu faul ſein, mein Kommisgewehr aus dem Winkel zu nehmen und mitzuziehen gegen Aarau." — „Ihr werdet doch nicht ſchießen?" — frug die Frau ſich bekreuzend. „Weiß nicht," — war die phlegmatiſche Antwort.

Des andern Tages kam ein Regierungskommiſſär in Begleitung einiger Landjäger von Aarau nach Muri, um die Förderer des neuen Kantons Baden zu verhaften. Vor den Kloſterpforten rottete ſich das Volk zuſammen, um die Verhaftungen zu verhindern. Der Herr Kommiſſär hielt an daſſelbe eine feurige, blumenreiche Anrede. Wäre er auf der Tribüne eines Schützenfeſtes geſtanden, ſo hätte ſeine Rede im tauſendſtimmigen Bravo der Menge ſeinen Wiederhall gefunden. Hier

wurde geſchrie'n, gepfiffen, getobt; die pathetiſchen Worte flogen ungehört in den Wind. Schließlich ſtürzte ſich der aufgeregte Haufe auf den Redner und ſeine Begleiter. Die Männer, welche verhaftet werden ſollten, konnten mit Noth den Kopf des Regierungsabgeordneten, der ſie verhaften wollte, vor den Knitteln der Kloſterknechte ſchirmen. Der gekommen war, Gefangene zu machen, ward nun ſelber Arreſtant.

Nun war der Aufſtand ausgebrochen. Der Dreſcher der frommen Schweſtern von Hermetſchwyl machte ſich mobil, indem er ſeine abgetragene Landwehr-Uniform anzog und die alte Kommisflinte mit Steinſchloß, mit welcher er ſonſt nur noch jährlich einmal zur Muſterung ging, auf den Rücken nahm. Solchermaßen ausgerüſtet marſchirte er den Thürmen von Muri zu, in ſeinem Kopfe die gefährdete Religion der Väter und die gute Verköſtigung im Nonnenkloſter zu einem wunderlichen Teige verknetend. Die Frau warf ſich mit den beiden Mädchen laut heulend vor ihre Heiligenbilder auf die Knie. Der freigeiſtige Bube, wegen deſſen gefährdetem Seelenheil die arme Strohflechterin gegen den Abmarſch ihres Mannes nicht kräftigern Proteſt eingelegt hatte, folgte dem Vater, deſſen Verbot zum Trotz, ſcheu von ferne.

Es ist ein verhängnißvoller Fleck Erde, wo das Dorf Villmergen seine braunen und rothen Dächer und seinen spitzen Kirchthurm gen Himmel streckt. Schon zweimal hatten hier Eidgenossen der Religion wegen auf einander losgeschlagen. Diese Felder und Wiesen waren schon zweimal mit Schweizerblut gedüngt worden zur größern Ehre des bessern Glaubens. Unter diesen hochgewachsenen Obstbäumen moderte mancher Mutter Sohn, der seinem Katechismus zu lieb in den Krieg gezogen war.

Zum dritten Male sollte eine Villmerger-Schlacht geschlagen werden. Aus allen Theilen des Freienamtes strömte bewaffnetes Volk diesem Dorfe zu. Die junge Mannschaft hatte ihre Milizuniform angezogen; andere trugen Säbel und Patrontasche über dem Halbleinkittel; viele waren mit alten Spießen und Hellebarden bewaffnet, welche vielleicht schon die allererste Villmerger-Schlacht, die 1657 geschlagen wurde, mitgemacht hatten, — einige blos mit Knitteln und Mistgabeln. An der Spitze einiger Züge marschirte der Dorfpfarrer und ermunterte seine Beichtkinder wacker dreinzuschlagen für die gefährdete Religion und das Heil ihrer Seelen. Eine der stärksten Banden führte in brauner Kutte und mit langem Bart

ein zweiter Haſpinger an, ein energiſcher Kapuziner, der nun ſeither auf einem friedlichern Felde ſich ſchönere Lorbeeren geſammelt hat.

Am 11. Januar 1841 mochten ungefähr achtzehnhundert bewaffnete Aufſtändiſche in Villmergen verſammelt ſein. Die Regierung hatte ihrerſeits die geſammte dienſtpflichtige Mannſchaft der reformirten Bezirke aufgeboten. Morgens gegen eilf Uhr kamen die Regierungstruppen unter dem Befehle des Oberſten Frey-Heroſee von Lenzburg her marſchirt. Ein Gepläukel der hinter Grünhägen und Gartenzäunen verſteckten Schützen der Aufſtändiſchen begann. Da ließ der Befehlshaber der Regierungstruppen ſeine Artillerie auffahren und die Kanonen fingen an ihren dumpfen Baß zu brummen.

Es iſt ſeither ein Erfahrungsſatz geworden, daß kein Volksheer dieſen ehernen Ordnungspredigern zu widerſtehen vermag. Standſtutzer, Jagdflinten und Kommisgewehre, alte Hellebarden, Miſtgabeln und Knittel richten blutwenig aus gegen eine Batterie gut bedienter Sechspfünder. Die Schlacht war bald entſchieden und um ein Namhaftes weniger blutig, als jene beiden, die vor 180 und vor 130 Jahren geſchlagen wurden. Doch blieben einige der aufſtändi-

ſchen Freienämtler auf dem Platz und der Kirchthurm von Villmergen wurde zuſammengeſchoſſen. Der große Haufen ſtob auseinander, warf die Waffen weg und floh in die Heimat. Nicht lange, ſo rückten die Regierungstruppen im Kloſter Muri ein, den gefangenen Kommiſſär und ſeine Landjäger zu befreien. Ihnen dicht auf dem Fuße die Berner-Bataillone, welche der mächtige Protektor geſandt hatte, ſeine Schützlinge in Aarau unter ihre Huth zu nehmen. Mit dem neuen Kanton Baden war's nun vorbei, und die Glocken, welche den Landſturm zu den Waffen gerufen, — ſie hatten den uralten, mächtigen und reichen Klöſtern in's Grab geläutet.

Wir kehren noch einmal im braunen Schindelhaus ein, in welches wir den Leſer zu Anfang dieſes Kapitels geführt hatten. Die Frau und beide Mädchen ſind, wie damals, damit beſchäftigt, die geſpaltenen Strohhalme zu feinen Schnürchen, die Schnürchen zu zierlichen Bändern zu flechten. Aber läſſig und zerſtreut ging heute die Arbeit. „Betet, betet, Kinder," — ermahnte die Mutter, und immer auf's Neue begann ſie im hergebrachten Tonfall: „Gegrüßet ſei'ſt du, Maria, voller Gnaden." — Sie wußten noch nichts von der Niederlage der Freienämtler bei Villmergen. Da

rollte ein Wägelchen vor das Haus und eine Hand klopfte an das mit Eisblumen dicht übermalte Fenster. Die Mutter ſtreckte den Kopf zum Läufterlein hinaus und ſtieß einen Schrei des Schreckens aus.

Im Wägelchen lag in blutigem Stroh der Vater mit zerſchoſſenem Bein; daneben ſtand ſein heulender Bube. „Verſtecke ihn, wenn du kannſt,“ — ermahnte der Fuhrmann. „Die Soldaten kommen uns auf dem Fuße nach. Man ſagt, denen, die dabei waren, werd's ſchlimm ergehen — und deiner kann's nicht läugnen, er hat ſein Zeichen.“ — „Jetzt iſt's aus mit dem Dreſchen im Kloſter,“ — ſtöhnte der Verwundete. „Sie werden uns zu Heiden machen und lutheriſche Prädikanten einſetzen,“ — jammerte die Frau. „Und wo ſoll ich Salz und Mehl hernehmen, wenn du deinen Lohn nicht mehr aus dem Kloſter bringſt?“ —

Aus der Ferne ſchallte Trommelſchlag. Kaum war der Bleſſirte im Hinterſtübchen zu Bette gebracht und die blutbefleckte Uniform verborgen, ſo zeigten ſich ſchon von weitem die breiten weißen Lederſchürzen der Sappeurs eines heranmarſchirenden Bataillons. Hinter den Sappeurs kamen die Tambouren, welche, als ſie ſich dem Dorfe näherten, mit verdoppelter Kraft auf ihre Trom-

meln losſchlugen. Folgte der Kommandant auf einem Gaule, der es beſſer gewohnt ſein mochte, die Gabel der Droſchke des „Herrn Oberſten“ als deſſen Piſtolenhalftern an ſeinen Flanken zu fühlen; rechts neben dem Kommandanten ritt der Herr Major, deſſen Streithengſt in Friedenszeiten dem beſchwerlichen Beruf eines Poſtgaules anheimgefallen war; — links der kornblumenblaue Bataillonsarzt auf einem Thier, welches ſchon mehr als einmal gleich Schillers „Pegaſus im Joche“ neben einem proſaiſchen Ochſen den Pflug gezogen hatte. Die Soldaten in ihren grauen Kaputröcken und aufgeſchürzten Hoſen hatte das Aufgebot meiſt mitten in der Nacht aus den Betten geſchreckt; nun waren ſie müde vom langen Marſch und ſehnten ſich nach guten Quartieren.

Nicht lange, ſo klopften zwei Mann mit den Gewehrkolben an die verſchloſſene Thür des Häuschens, wo der verwundete Kloſtervaſall verborgen in der Hinterſtube lag.

„Einquartierung!“

Mutter Anneliest mußte ſie einlaſſen, ſie mochte wollen oder nicht. Es waren Berner; der Eine, dem breiten, gutmüthigen Geſicht nach zu ſchließen, ein Emmenthaler Bauernſohn, der Andere mit dem ſauber gepflegten kleinen Schnurrbart und

den Wachtmeiſterſchnüren auf dem Aermel kein anderer als unſer Freund Fritz Waldmann, welchen ein Aufgebot unverſehens von ſeiner politiſchen Rundreiſe zurück und unter die Waffen gerufen hatte.

Ermüdet ſtellten die Einquartierten ihre Gewehre in einen Winkel, warfen ihre Torniſter auf den Tiſch und ſetzten ſich auf die hölzerne Bank, — Fritz um über die ernſten und folgereichen Ereigniſſe des Tages nachzuſinnen, der Emmenthaler, welcher kein Politikus war, um ſich in der fremden Stube umzuſehen und möglichſt heimiſch zu machen. Plötzlich fiel ſein Blick auf etwas Ungewohntes.

„Was iſt das für ein Beckeli, Wachtmeiſter, das dort neben der Thüre hängt?“ — Aber Fritz war zu tief in ſeine Gedanken verſunken, um die Frage zu beachten, weßhalb ſein Kamerad ſich dieſelbe ſelbſt beantwortete: „Denke, um die Pfeife auszuklopfen. Bei mir daheim nimmt man's nicht ſo genau, man klopft die Aſche nur auf den Boden. Aber kommod iſt's eineweg!“ — und ſuchte ſeinen Porzellankopf aus der Taſche hervor und leerte den verbrannten Tabak ſäuberlich in den Weihwaſſerkeſſel aus, der an einem Nagel am Thürpfoſten hing. Benz, der Emmenthaler, glaubte

etwas äußerſt Manierliches gethan zu haben. Mutter Anneliesi, welche dem Sakrilegium hatte zuſchauen müſſen, ohne demſelben ſteuern zu dürfen, war einen Augenblick lang in Zweifel, ob es nicht das Beſte wäre, ein brennendes Schwefelholz in die dürren Reiswellen hinter dem Hauſe zu ſtecken und die Hütte ſammt den berniſchen Ketzern zu Aſche zu brennen. Denn jetzt war es ja klar, daß ſie nicht beſſer als Heiden und Türken ſeien, ſonſt würden ſie nicht ihre Pfeifen in's Weihwaſſerkeſſelchen ausklopfen. Es wurde ihr jedoch nicht Muße gelaſſen, dieſem Ideengang zu folgen. „Es wäre ihm um etwas Warmes," befahl der Emmenthaler und Anneliesi mußte in die Küche, eine Mehlſuppe zu kochen.

In Erwartung derſelben machte ſich Benz daran, die Bilder zu muſtern, die an der Wand hingen. „Ob der Mann mit der Zimmermannsaxt nicht ihrem Sappeur ſo ähnlich ſehe, wie Lieſi dem Babi?" Gut oder übel ward der Wachtmeiſter von ſeinem Quartierkameraden aus ſeinem Nachſinnen aufgeweckt, welcher fortfuhr: „Es fehlt ihm nichts als die Bärenmütze." — „Dem läßt ſich ja helfen," erwiederte Fritz, welcher in der That eine gewiſſe Familienähnlichkeit zwiſchen dem St. Joſeph im blauen Bournous und ſeinem

Kompagnie-Sappeur nicht in Abrede ſtellen konnte; er ergriff in einer Anwandlung von Humor ein auf der Fenſterbank liegendes Stück Kreide er ergänzte zu des Emmenthalers größter Befriedigung die mangelhafte Montur des heiligen Nährvaters durch Anbringung einer wohlgelungenen Bärenmütze.

Es fehlte wenig, ſo hätte Mutter Anneliesi die Suppenſchüſſel zur Erde fallen laſſen, welche ſie eben hereinbrachte, als ſie den neuen Frevel ſah. Da riſſen aber die Mädchen, welche im Hinterſtübchen den Verwundeten hüteten, plötzlich die Thür auf und ſchrieen weinend: „Der Vater will ſterben!“ Der nothdürftige Verband, beſtehend aus einem alten rothen Sacktuch, war aufgegangen, das Blut rieſelte über das Bett herunter und der Mann lag blaß und bewußtlos da.

„Was iſt das?“ rief Fritz hinzuſpringend.

„Meinetwegen,“ antwortete Anneliesi heulend, „macht uns grad Alle hin, wenn's ſein ſoll. Was hilft das Läugnen? Er hat bei Villmergen einen Schuß bekommen.“ — „Da muß ein Doktor her,“ erwiederte Fritz. „Geh, Benz, und hole den unſern; ich ſeh' unterdeſſen zu, daß ſich der Bleſſirte nicht verblute.“

Und Benz, der ſeine Pfeife in den Weihwaſſerkeſſel ausgeklopft hatte, lief ungeachtet ſeiner müden Beine ſo ſchnell er laufen konnte, für den verwundeten Freienämtler den Doktor zu holen. Und der andere Ketzer, der ſich nicht geſcheut hatte, dem heiligen Nährvater eine Bärenmütze aufzuſetzen, zog ein feines weißes Hemd aus dem Torniſter, riß daſſelbe in Riemen und ſuchte damit, ſo gut es gehen mochte, das Blut zu ſtillen, welches dem Kloſtervaſallen aus dem zerſchoſſenen Bein träufelte.

Nach ein paar Tagen hatten ſich in dem braunen Schindelhauſe ganz andere Verhältniſſe geſtaltet. Das Weihwaſſerkeſſelchen neben der Thür war ſauber ausgeſchwenkt und trug keine Spur mehr von Tabaksaſche; die Umriſſe von St. Joſephs Bärenmütze waren nur noch für Eingeweihte bemerkbar und der Mutter Anneliesi fiel es nicht mehr im Traume ein, die Einquartierung ſammt Haus und Habe den Flammen zu weihen, ſondern ſie that in der Küche ihr Beſtes, um den Herren Soldaten gut aufzuwarten.

Noch nie war in des Kloſterdreſchers Hütte ſo wohl gelebt worden, als ſeit der militäriſchen Exekution; denn Benz war, wie geſagt, ein Bauernſohn aus dem Emmenthal und hatte Thaler in

der Taſche klimpern. Und kehrte er vom Appell heim, ſo hätte er's nicht anders gethan, als dem Bleſſirten eine Flaſche Wein oder ein Weißbrod oder eine Wurſt heimzubringen, mochte es nun der Doktor erlauben oder nicht. Was aber dem Freienämtler auf ſeinem Schmerzenslager faſt noch beſſer ſchmeckte, das war der Tabak Fritz Waldmann's, des Wachtmeiſters, der manch' liebes Mal deſſen Pfeife ſtopfte und rauchend, diskurirend und tröſtend bei ihm ſaß.

Als nach vierzehn Tagen das Berner Bataillon unter Trommelſchall und Hörnerklang wieder abmarſchirte, ſtanden Mutter Anneliſi und ihre Töchter unter der Thüre und ſchauten ihren beiden Einquartierten weinend nach.

„Wie ſchade für die braven Knaben, daß es lutheriſche Ketzer ſind!"

## Viertes Kapitel.

## Im Kloſter.

Wenn wir nicht irren, war es in einer Nachtſitzung, da der Große Rath des Kantons Aargau den verhängnißvollen Beſchluß faßte, ſämmtliche Klöſter des Kantons aufzuheben.

Es war eine windſtille Nacht. Und doch heulte es gleich einem Zugwind durch die Kreuzgänge jener zwiſchen zwei proteſtantiſchen Kantonen eingekeilten ſtolzen Luzerner Abtei; keine Menſchenhand zog an den Strängen der Kloſterglocken und dennoch ſtöhnte ihr Erz dumpf von den Thürmen herunter; wunderliche ſchauerliche Töne entfuhren der Orgel in der öden dämmerigen Kirche. In den weiten Kellern, wo die koloſſalen Stückfäſſer den Mauern entlang in Reihen ſtanden, kollerte es wie ferner unterirdiſcher Donner; treppauf und ab, durch die langen Corridore, in den verlaſſenen Refektorien ſchienen durch die Finſterniß weißgraue Schatten zu ziehen, weite ſchleppende Kutten zu rauſchen. Es war die ſchaurige Ahnung des

eigenen Endes, welche das Luzerner Kloſter durchfröſtelte, als die Kunde durch die ſtillen Lüfte zog, daß über die Aargauer Klöſter der Stab gebrochen ſei. — —

Wohl mochte mancher der Mönche in den langen Zellenreihen zwiſchen Schlaf und Wachen die unheimlichen Töne hören, aber er achtete ihrer nicht und legte ſich unbekümmert auf's andere Ohr. Nur einer im Kloſter war's, der ihre Bedeutung ahnend verſtand, — der Prälat, der noch in ſpäter Mitternacht in ſeinen mit klöſterlicher Pracht ausgeſtatteten Gemächern bei der Lampe wachte.

Es war ein paar Wochen ſpäter, als der alte in Ruheſtand verſetzte Diplomat v. O., deſſen Bekanntſchaft wir ſchon im Schloſſe Matſtetten gemacht haben, am Kloſterportal vorfuhr. Zu beiden Seiten dieſes Portals dehnte ſich die fenſterreiche Fronte des Gotteshauſes, deſſen rechter Flügel von der mit zwei Thürmen verſehenen Kirche flankirt war. Der Herr Schließer, der oberſte der dienſtbaren Geiſter im Kloſter, öffnete dem alten Herrn den Schlag, half ihm aus dem Wagen und komplimentirte ihn dann mit dienſtbefliſſener Freundlichkeit die paar Stufen hinauf, die zum Portal führten. Herr v. O. mochte hier

längſt bekannt ſein. Als wie zu Hauſe bewegte er ſeine mit kleinen Stahlſchnallen geſchmückten Füße durch die ſteinerne Vorhalle und die breiten Treppen hinan, die durch das grandioſe viereckige Stiegenhaus, welches einem Königsſchloß Ehre gemacht hätte, ſich hinaufwanden. Im erſten Stock der Fronte des Gebäudes befanden ſich die Zimmer und Sääle, in denen das Gotteshaus ſeine weitberühmte Gaſtlichkeit ausübte. Die Fenſter des langen Ganges, durch welchen der alte Diplomat nun ſchritt, blickten gegen einen Hofraum, der mit grünem Raſen bewachſen und mit labyrinthiſch verſchlungenen, ſorgfältig unter der Scheere gehaltenen Taxushecken bepflanzt war, zwiſchen denen etliche gezähmte Rehe ſich herumtrieben. Eine dunkelbraune geſchloſſene Thüre, der Zugang zu den weitläufigen Flügeln und Hintergebäuden, führte zur „Klauſur", den Zellen und Refektorien der Mönche, — eine Schwelle, über welche kein Weiberfuß ſchreiten durfte.

Mit einem tiefen Bückling öffnete der Herr Schließer dem Gaſte den Empfangsſalon des Herrn Abtes. Auch hier herrſchte klöſterliche Pracht; ſchwere ſeidene Vorhänge bauſchten ſich an den Fenſtern, aber man ſah es ihren Falten an, daß keine Frauenhand ſie geordnet; Stühle und Sopha

waren mit dunkelgrünem Sammt ausgeschlagen, aber ihre Polster waren nicht elastisch und sie standen unwohnlich in geraden Linien den Wänden entlang; hohe Spiegel hiengen über Marmorconsolen zwischen den Fenstern, aber die Vergoldung der Rahmen war an manchen Stellen von der rauhen Hand des Klosterbruders, der hier den Staub zu entfernen hatte, weggewischt worden. In diesem Salon herrschte, so wie in den Gängen, auf den Treppen und in allen andern Räumen des Klosters ein ganz eigenthümlicher Duft; es mochte eine Mischung des Weihrauchgeruches, der von der Kirche her drang, die mit dem rechten Flügel des Klosters durch mehrere Thüren in Verbindung stand, — und des Speisendampfes der kolossalen Küche sein, die sich im Erdgeschoße des linken Flügels befand.

Nach wenigen Augenblicken, während welcher der alte Diplomat seine Nase am Dufte des kölnischen Wassers erlabte, womit sein weißes Taschentuch befeuchtet war, trat der Prälat zu seinem Gaste. Der Kirchenfürst war während der letzten paar Wochen um ein Bedeutendes älter und ernster geworden; seine hohe sonst so aufrechte Gestalt war sogar etwas gebeugt, als ob sie eine unsichtbare schwere Bürde zu tragen hätte.

Die Unterhaltung, die ſich jetzt entſpann, hatte bald den Weg auf das Gebiet der neueſten Tagesgeſchichte gefunden. Der Prälat beklagte bitterlich die Aufhebung der aargauiſchen Klöſter: „Einige der ſchönſten Edelſteine ſind aus der Tiara unſers heiligen Vaters gebrochen worden. Meine Brüder ſind aus ihren frommen Ruheſtätten vertrieben und wiſſen nicht, wo ihr müdes Haupt hinlegen, und meine frommen Schweſtern, welche den Stürmen der Welt entflohen waren, hat man wieder mitten in die wilden Wellen zurückgeworfen. Aber das Schlimmſte iſt das böſe Beiſpiel. Die uralten Gotteshäuſer, welche während Jahrhunderten allen Stürmen trotzten, ſind nun dem Handmehr eines paar Dutzend radikaler Schreier erlegen. Wer bürgt uns, daß nicht morgen oder übermorgen auch wir dieſem Schickſal verfallen ſind?“ — „Die Klöſter“, tröſtete der Diplomat, „ſind in euerer Bundesurkunde garantirt; die Bundesurkunde ſteht unter dem Schutz der großen Mächte, der heiligen Allianz.“ — „Die Bundesurkunde“, erwiderte der Prälat bitter, „ein Pergament! Wie manches dieſer Pergamente hat die Zeit ſchon zerriſſen? Die Mächte! Werden wohl dieſe furchtſamen Friedenswächter wegen ein paar Klöſtern es riskiren, daß die Rente um ein paar

Prozente falle?" Der Diplomat entgegnete achselzuckend: „Sie haben Recht; weder auf Pergamente noch auf Garantieen ist mehr ein rechter Verlaß. Es gibt nur ein Mittel, das hilft. Der bekehrte Saulus in Luzern ist einverstanden und sein Bundesgenosse auch, der Andreas Hofer von Ebersoll. Nur sie können helfen!" — „Wer?", frug der Prälat gespannt. — „Die Jesuiten", erwiderte der Andere mit gedämpfter Stimme. Der stolze Mönch erblaßte. „Haben wir diese Jakobiner in schwarzen Kutten weniger zu fürchten, als jene mit den rothen Mützen? Waren ihnen, den Emporkömmlingen, unsere stolzen, in den Tiefen der Jahrhunderte wurzelnden Abteien nicht von jeher ein Dorn im Auge?" — „Von zwei Uebeln werden Sie das kleinere wählen", entgegnete mit Lächeln der Diplomat. „Jene werden euch bloß beherrschen, nicht vernichten. Was vermöget ihr in euern Klöstern? Auf euere Knechte und Pächter und etwa auf die Bauern in den nächsten Dörfern erstreckt sich euer Einfluß. Könnt ihr mit denen dem Hochwasser der Revolution Dämme setzen? Aber jene, ihr letztes Ziel stets im Auge, — keinen Umweg scheuend, der ihm näher bringt, — mit den Wölfen heulend, — mit den Demokraten Stimmzeddel zählend, sie

ſind die wahren Kerntruppen der Kirche und Legitimität. Ich ſage Ihnen, einem alten Diplomaten lacht ſchon bei Nennung des Namens des würdigen Ordens das Herz im Leibe.“ — Der Abt hatte nur mit halbem Ohr dieſer Apologie der Jeſuiten zugehört; er ſeufzte tief, indem er ſprach: „Es iſt ein bitterer Kelch, den Sie mir kredenzen.“ —

Es war Kloſterregel, daß die angeſehenen Gäſte nicht mit den Mönchen im Refektorium ſpeisten, ſondern in der „Abtei“ mit dem Prälaten und ſeiner kleinen Hofhaltung. Zu dieſer Hofhaltung oder, militäriſch geſprochen, zum Stabe des Abtes gehörten die zwei oder drei erſten Würdenträger des Kloſters, unter dieſen der Pater Kornherr, ein munteres Männchen, deſſen Amt bei Tafel zwiſchen dem Zeremonienmeiſter und dem Luſtigmacher die Mitte hielt. An den untern Enden des Tiſches befanden ſich die Gedecke der beiden weltlichen Beamten des Kloſters, nämlich des rechtsgelehrten Kanzlers und des Arztes. Den fremden Gäſten wies der Herr Prälat ihre Plätze je nach Rang und Stand mit einer würdigen Handbewegung an der langen ungemüthlich gaſthausmäßig gedeckten Tafel an. Die Bedienung beſorgten der Herr Schließer und der Herr Kam-

merdiener des Abtes in zeremonienmäßigen ſchnupftabakbraunen Fräcken.

Für heute hatten ſich nebſt dem alten Diplomaten noch einige patriziſche Luzerner Familien im reichen Kloſter zu Gaſt geladen, deren weibliche Beſtandtheile durch eine gewiſſe faſt ſüdliche Glut der Blicke ihre Heimat verriethen, während bei den Männern die Glut etwas tiefer, nämlich auf den kühn gebogenen Naſen ſich abgelagert hatte.

Den erſten Ehrenplatz zur Rechten des Prälaten erhielt Herr v. O.; den zweiten, dem Abte gegenüber, eine Dame mit ſchwarzen Augen, ſchwarzem Haar, klatſchroſenfarbenen Bändern auf der Haube und etwas tiefer ausgeſchnittenem Kleide, als zu einem Beſuch in einer Bernhardinerabtei eigentlich nöthig geweſen wäre. Neben dieſer Dame, welche Frau Oberſtin titulirt wurde, hatte der Pater Kornherr ſein Gedeck, kenntlich am größern Format der Weinflaſche, die davor ſtand; er genoß im Kloſter des Rufes einer beſondern Gabe, mit Frauenzimmern umgehen zu können. Die Frau Oberſtin hätte es zwar wahrſcheinlich vorgezogen, einen jüngern Pater zum Tiſchnachbarn zu haben, machte jedoch aus der Noth eine Tugend und ließ — wahrſcheinlich um nicht aus der Uebung zu kommen — die Batterien ihrer

dunklen Augen gegen den Alten ſpielen, wenn auch ohne Ausſicht, dadurch irgend eine Verwüſtung anrichten zu können. Zum Dank und Erſatz beſtrebte ſich der Pater Kornherr, ſo liebenswürdig als möglich zu ſein, und ließ aus den Tiefen ſeines Gedächtniſſes ſeinen ganzen Vorrath von Anekdoten und Späſſen hervorſprudeln. Unter Anderm ließ er ſich auch von ſeiner Nachbarin befragen, ob er dem Thee oder dem Kaffee den Vorzug gebe. Die Antwort: **vellem quidem *te*, sed quia clericus sum, *cave***, erregte, obwohl nicht mehr ganz neu, die Heiterkeit der geſammten Tafel, mit Ausnahme des Prälaten, der ſeinen würdevollen Ernſt beibehielt und durch eine bedeutſame Handbewegung ſeinem luſtigen Rath ein gebieteriſches **nec plus ultra** kund that. Der Pater Kornherr ward dadurch genöthigt, der Frau Oberſtin mit den hochrothen Haubenbändern die Ueberſetzung des lateiniſchen **bon-mot** nur ganz leiſe mitzutheilen, welche den Schäcker dafür mit einem Schlag von ihrer weißen Hand und einem Blick beſtrafte, der fähig geweſen wäre, die gefährlichſte Feuersbrunſt im Kloſter anzuzünden, wäre der würdige Herr im weiß und ſchwarzen Bernhardinergewande nicht feuer-, ſchuß- und ſtichfeſt geweſen.

Wir haben noch eines wohlgenährten Herrn zu erwähnen, welcher den Platz zur Linken des Herrn Abtes inne hatte. Es war dieß einer jener Kryptokatholiken von der Hurter'schen Schule, geborner Protestant und durch äußere Stellung und Familienverhältnisse gehindert, die Irrlehre öffentlich abzuschwören, der sich von Zeit zu Zeit durch einen mehrtägigen Aufenthalt im Kloster, dessen Schooßkind er war, für den auferlegten Zwang schadlos zu halten suchte.

Da man ganz unter sich, kein einziges räudiges Schaf in der Hürde war, so durfte man ohne Rückhalt sein Herz ergießen. Herr v. O. wünschte den anwesenden Luzernern Glück, daß ihr Kanton nun einmal das zu werden verheiße, was sein Name und seine Stellung erwarten ließen, nämlich die Leuchte, das Haupt und der Bannerträger sämmtlicher schweizerischen Katholiken. „Wenn die Männer dächten wie wir Frauen", erwiederte die rothbeflaggte Frau Oberstin, „so wäre die radikale Kanaille schon längst vertilgt und ausgerottet; aber die geben sich zufrieden, wenn ihnen nur ihr Bier und Käskuchen nicht abgeht, und uns heißen sie schweigen." — „Es giebt in verschiedenen katholischen Ländern sehr heilsame und einflußreiche Frauen- und Jungfrauen-Vereine,"

entgegnete der Prälat nicht ohne etwelchen malitiöſen Humor, „welche, allen weltlichen Freuden abſchwörend, nur dem Gebet, der Wohlthätigkeit und der Kaſteiung leben und einer der feſteſten Dämme gegen die ſubverſiven Tendenzen der Irrlehrer bilden.“ — „Ihre Gnaden wollen uns doch nicht zu Herrnhutern machen,“ proteſtirte die Dame. — «C'est pour le peuple,» beſchwichtigte der Diplomat.

Unterdeſſen trugen die Burſche in den braunen Fräcken zahlloſe Fleiſchgerichte auf und um die Tafel, — alle Theile des fetten Kalbes, welches das Kloſter alltäglich, mit Ausnahme der gebotenen Faſttage, ſchlachtete, Kopf und Fuß, Leber und Gekröſe, Herz und Nieren, theils geſotten, theils gebraten. Als endlich der Nachtiſch kam und die goldgelbe Ananas, der Triumph des Kloſtergärtners, auf der Mitte der Tafel prangte, wurden feine Weine herumgeboten, alter Burgunder den Herren, ſüßer Lipari den Damen; zum Schluß ſchäumte in den hohen Kelchgläſern der Champagner. Mit würdevollem Anſtand wahrte der Herr Abt, als aufmerkſamer Wirth, die Ehre des gaſtfreundlichen Gotteshauſes.

Nach aufgehobener Tafel wurden, hergebrachter Uebung gemäß, den Gäſten die Merkwürdig-

keiten des Kloſters gezeigt. Es wurde zuerſt der große Saal beſucht, welcher zu außerordentlichen Feierlichkeiten und Ceremonien diente, allmendartig öd und weit; auch hier zeigte ſich kahle mönchiſche Pracht: Wände und Sitze waren mit ſchwerer gelber Seide ausgeſchlagen, von der hohen Decke, wo man pausbäckige gipſerne Engel auf gipſernen Wolken reiten ſah, hiengen kryſtallene Kronleuchter herunter — —. Kam dann die Bibliothek, für den Kenner eine Fundgrube merkwürdiger Manuſkripte und ſeltener Incunabeln; aber auch für den ungelehrten Laien beſaß das Kloſter in dieſem Raume ein Schauſtück, auf welches es ſtolz war: ein Linienſchiff in Miniatur mit allen Maſten, Segeln und Tauen, mit Kanonen und Ankern, mit Matroſen und Schiffsſoldaten, Alles aus Holz geſchnitzt und ſauber nach der Natur mit brauner, blauer, rother, grüner und gelber Farbe bemalt, — das Werk vielleicht eines ganzen langen Mönchslebens. Nachdem der Dreidecker gehörig bewundert worden, wanderte man in die Sakriſtei. Die alten eichenen, mit köſtlichem Schnitzwerk verzierten Schränke wurden aufgeſchloſſen und die Meßgewänder aus Gold- und Silberſtoff und bunter, ſchwerer Seide an's Tageslicht gezogen. — Zuletzt kam die Kirche

an die Reihe; ſie war reich an vergoldeten Heiligen und Engeln, es herrſchte darin ein Ueberfluß von bunter Stukkatur, die Altäre ſtrotzten von verſchiedenfarbigem Marmor und vor denſelben ſtanden ſilberne Leuchter, ſicher vor den Dieben durch die eigene Schwere. Ein junger Pater ſetzte ſich an die Orgel und ſtimmte, den Gäſten aus Luzern zu Ehren, einen laut ſchallenden Triumphmarſch an. Die Frau Oberſtin warf ſich in inbrünſtiger Andacht auf die Kniee, aufſchlagend gen Himmel das dunkle, feurige Auge, herabflehend ſein vernichtendes Feuer auf alle Radikalen, Freimaurer und Ketzer. Der Kryptokatholik athmete mit Wolluſt die weihrauchdurchſchwängerte Luft, für ihn eine verbotene Frucht, an der er nur heimlich naſchen durfte. Der Pater Kornherr betete, mechaniſch die Lippen bewegend, ſein Ave Maria und bedachte dabei, als Oberceremonienmeiſter, was nun, wenn die Kirche beſchaut, mit den Kloſtergäſten anzufangen ſei, ob es beſſer, ſie in den Zwinger zu den gezähmten Rehen oder in die Gewächshäuſer des Kloſtergartens zu führen. — —

Unterdeſſen pflog der Prälat noch ein geheimes Geſpräch mit Herrn v. O. — Lange ſträubte ſich der ſtolze Bernhardiner, der Berufung des mächti-

gen Ordens beizustimmen, welcher, nach der Meinung des Diplomaten, der Revolution allein noch Widerstand zu leisten vermochte. Und stimmte der Abt des einflußreichen Klosters nicht bei, so fand sich auch im Rathhaus zu Luzern kein Mehr für die Jesuiten. Aber Herr v. O., als ein gewiegter Diplomat, ließ sich keineswegs abschrecken. Allmählig gelang es ihm, den Gegner aus allen seinen Positionen zu vertreiben, — zur Kapitulation zu zwingen.

„Also geschieht's?" Und der alte Herr bot dem Prälaten die wohlgepflegte Hand mit den vielen goldenen Ringen. „Es sei," erwiederte der Abt mit zögernder, gepreßter Stimme, und schlug widerstrebend ein. — —

Da war es, wie in jener verhängnißvollen Nacht, als ob ein dumpfes Stöhnen das Kloster leise durchschauere, von den Kellern durch die düstern Kreuzgänge bis hinauf in die hohen Glockenthürme, wo von den Dachbalken zahlreiche Fledermauskolonien zapfenartig herunterhiengen.

## Fünftes Kapitel.

## Jugenderinnerungen.

Kehren wir zu frühern Bekannten zurück. Der deutsche Flüchtling Hermann Schwalbe, welchen, wie wir oben erzählten, die Patrouille der „Längendörfer Schutzen" den Krallen des alten Bolingers entrissen hatte, war mit Fritz Waldmanns Paletot und Empfehlungsbrief glücklich in Bern angelangt. Nicht lange, so kam aber der Fremde ohne Ausweisschriften auch da mit der Polizei in Collision. Er ward vor den Herrn Polizeidirektor citirt, welcher ihn in sein Arbeitskabinet führen ließ.

In Schlafrock und Hauskäppchen sitzt der oberste Beamte der öffentlichen Sicherheit in seinem grünen Armsessel und mustert von der Seite den Freiheitsapostel der Cikorienstampfer von Lahr, welcher in devotester Stellung seine Sache vorträgt.

„Wollen der Herr Polizeikommissär gütigst bemerken, daß meine republikanischen Gesinnungen

allein jene Verfolgungen mir zugezogen haben, die mich endlich zur Flucht aus der Heimat zwangen.

„Sie ſtehen vor keinem Polizeikommiſſär, ſondern vor dem Polizeidirektor der Republik Bern", — verwies der Würdenträger kurz und ſcharf.

Der Freiheitsmärtyrer ſtutzte, ein Blitz zuckte in ſeinen Augen. In ſeinem fernern Vortrag klomm nun der Flüchtling äußerſt gewandt über die Staffeln des „Polizeidirektors" zum „Polizeipräſidenten" hinauf und verſtieg ſich endlich ohne zu ſtraucheln ſogar bis zur Höhe eines „Polizeiminiſters", welchen Verſtößen gegen die republikaniſche Etiquette jedoch dießmal durch die Finger geſchaut und dieſelben ohne fernere Rügen hingenommen wurden. Als der Chef der Polizei den Flüchtling endlich mit einem nicht ganz ungnädigen Kopfnicken entlaſſen hatte, ſagte er zu ſich: dieſen Mann kann man brauchen. Als der Freiheitsmärtyrer ſich beim „Hrn. Polizeiminiſter" mit einem tiefen Bückling empfohlen und die Thüre hinter ſich zugeklappt hatte, ſprach eine Stimme in ſeinem Innern: den Mann kann man brauchen. —

Fritz Waldmann hatte zur Zeit ſein Staatsexamen glänzend beſtanden und ſeither als Vertheidiger in Kriminalſachen einigemal glücklich

plaidirt. Jetzt, da nach den überſtandenen Winterſtürmen wieder eine verhältnißmäßige politiſche Windſtille herrſchte, dachte er ernſtlich daran, ſich ein Geſchäftsbüreau einzurichten. Eine Hinterſtube an der Junkerngaſſe war wohl, was vor der Hand für ſeine Verhältniſſe am beſten paßte. Die Junkerngaſſe iſt das Quartier der ruheliebenden Rentiers. Die Südfronte der Häuſer hat eine freie Ausſicht auf den Fluß, die grüne Landſchaft und das Schneegebirge; zudem beſitzt jedes Haus das unſchätzbare Kleinod eines Gartens, der ſich teraſſenförmig mehr oder minder tief zum Fluß hinunter ſenkt. Dieſe Gaſſe hat dann aber auch ihre Schattſeite ſowohl im buchſtäblichen als figürlichen Sinn. An und für ſich iſt ſie ſchmal, finſter, öde und ihre Arkaden ſind ſehr niedrig. Begreiflicherweiſe werden die Räumlichkeiten, die nach dieſer Seite Front machen, von den Herren Rentiers nicht bewohnt, ſondern als Geſindezimmer verwendet und, was zu ebener Erde iſt, kleinen Krämern als Kaufläden, ſtillen Handwerkern als Werkſtätten und angehenden Rechtsanwälten als Schreibſtuben vermiethet.

Hier alſo, wo Jahr aus, Jahr ein löſchpapierfarbenes Halbdunkel herrſchte und in trüben Wintertagen um die Mittagsſtunde die Lampe

gebrannt werden mußte, hatte Fritz sein Geschäftslokal. Es hatte jedoch der Hauseigenthümer dem „Herrn Fürsprech“ die Vergünstigung eingeräumt, zur Sommerszeit, da die Bewohner der Südfronte sämmtlich auf's Land zu ziehen pflegten, die „Terasse“ — so werden jene hängenden Gärtchen der Junkerngasse genannt — bescheidenerweise benutzen zu dürfen und sich dort hie und da ein Viertelstündchen lang des Sonnenlichtes und der frischen Luft zu erfreuen.

Fritz hatte schon Wochen und Monate seine finstere Schreibstube im Besitz, ohne je von dieser Vergünstigung Gebrauch gemacht zu haben. Beschauliches Dämmern in einem Fliedergärtchen war nicht nach seinem Geschmack; er suchte lieber die Leute; die Aufregung, welche von der Reibung des Verkehrs und der Diskussion erzeugt wird, war sein Bedürfniß; und dürstete ihn nach frischer Luft, so ließ er sich beim nächsten Pferdevermiether einen Gaul satteln und stürmte hinaus in's Weite.

Einst wurde ihm jedoch über einem Aktenhefte besonders bang und heiß in seinem dumpfen Geschäftslokal. Da fiel ihm ein, daß sich der Prozeß eben so gut und viel angenehmer auf der Terasse studiren ließe. Er steckte sich eine Cigarre an und ging von seinem Rechte Gebrauch zu machen.

So hübſch hatte er ſich's nicht gedacht. Die Mitte des kaum etliche Quadratklafter haltenden Gärtchens bildete eine Gruppe blühender Geſträuche; zu beiden Seiten waren Lauben aus hellgrün bemalten dünnen Stäben geflochten und mit großblumigen Schlingpflanzen überrankt. Die Pracht der Fernſicht von dieſem traulichen Plätzchen aus gab jener der Münſterterraſſe kaum etwas nach: unten die blaue Aar, die brauſend über die „Schwelle" ſich ſtürzt, — gegenüber der grüne Gurten und im Hintergrund die Schneerieſen des Berner-Oberlandes.

Die Arme auf das Teraſſen-Geländer ſtützend gab er ſich eben dem erfriſchenden Eindrucke dieſes Anblickes hin, als das Rauſchen eines Frauenkleides, aus nächſter Nähe herkommend, ſein Ohr traf. Er ſchaute auf. Keine drei Schritte von ihm — auf der Teraſſe des Nachbarhauſes, die ein Paar Fuß weiter vorgebaut war, ſtand eine junge Dame, welche beim unerwarteten Anblick des jungen Mannes erröthete und ſich zurückziehen zu wollen ſchien.

„Fräulein Mathilde!"

„Iſt's möglich? Fritz!" — Und das Mädchen blieb freudig überraſcht ſtehen.

Der Ton des Fräuleins war faſt ein mütter-

licher, als es ſprach: „Sie haben ſich lange nicht mehr auf dem Schloſſe ſehen laſſen, Herr Waldmann. Was haben wir Ihnen zu leide gethan?“

„Wäre der Wildfang willkommen geweſen, der mißrathene rebelliſche Sohn des alten getreuen Vaſallen?“ — erwiderte Fritz. — „Das Andenken an die frühern fröhlichen Tage hätte den Rebellen vielleicht wieder zur Pflicht zurückgeführt,“ — entgegnete das Fräulein ſcherzend.

Und wie durch einen Zauberſpruch berufen taucht plötzlich die Erinnerung an die harmloſe Jugendzeit in dem Gemüth des jungen Mannes auf, — die Streifereien durch Feld und Wald, die tollen und kecken Streiche, die des Schloßherren und des Schloßbauern Kinder einſt gemeinſchaftlich ausgeführt hatten.

„Sie waren ſchon damals ein widerſpänſtiger Revolutionär“ — fuhr das Fräulein fort. „Aber es gelang mir gewöhnlich doch, Sie im Zaume zu halten.“ —

„Wiſſen Sie noch, Mathilde, als der alte Gärtner uns ſo tödtlich beleidigt hatte, weil er Ihrem Herrn Vater eine Rechnung eingegeben „für Scheiben, welche die Hunde, Eſel und Kinder zerbrochen“, — da wir ja doch wußten, daß er ſelber das Glashausfenſter im Rauſche hatte zur

Erde fallen laſſen; wir Knaben faßten den Entſchluß, die Hemden des alten Lügners, die eben, friſch gewaſchen, hinter der Orangerie hingen, mit rothem Ziegelſand zu beſtreuen. Ihr Zureden hielt uns von der unedlen Rache ab —" „Welche auch nicht von Ihnen, ſondern von Theophil erſonnen worden war", — ergänzte Mathilde. „Ihre Idee war verwegener. Sie wollten den alten Jakob zu einem Zweikampf herausfordern, welcher als Gottesgericht hätte entſcheiden ſollen, wer der Lügner ſei. Leider ſcheiterte dieſes romantiſche Unterfangen an Jakobs unritterlichem Sinne." —

„Ich glaube, es iſt noch ein Paar Jahre länger her, als wir die denkwürdige Entdeckungsreiſe durch den Urwald unternahmen," — fuhr Fritz in ſeinen Reminiszenzen fort.

„Ich war die Urheberin derſelben," — ſagte das Fräulein lachend. „Ich hatte eben den ſchweizeriſchen Robinſon geleſen und brannte vor Begierde nach unentdeckten Ländern." — „Da beſchloſſen wir einen Streifzug in den Wald, welchen zu betreten, wegen dem Keßlervolk, das zuweilen dort ſein Weſen trieb, uns Kindern verboten worden; um ſo größer war für uns der Reiz." — „Wir brachen auf mit Sack und Pack; ſogar Ihr

Schweſterchen, das damals kaum größer war, als meine große Puppe, mußte mit. Sie gingen keck voran; ich folgte Ihnen und führte das Bäbeli, welches ganz ſtolz und glücklich war, das Wagſtück mitmachen zu dürfen, an der Hand. Theophil bildete die Nachhut. Welche Freude, als wir zu jener abgeholzten Lichtung kamen, die — ganz roth von reifen Erdbeeren — uns entgegen lachte. Wir tauften ſie ſogleich als Erdbeerenprairie." — „Du füllteſt dein Körbchen, Mathilde; wir Knaben verſchlangen, was wir pflückten." — „Und dann der Schreck, als Theophil plötzlich den ſchlafenden Holzhacker erblickte und aus voller Lunge Zetter zu ſchreien begann. Wir ſtanden in der feſten Ueberzeugung, einen wilden Menſchenfreſſer vor uns zu haben. Du ergriffſt einen Knittel, Fritz, und wollteſt gleich auf den Feind los; aber im Kriegsrath wurdeſt du überſtimmt und bevor der Holzhacker ſich die Augen ausgerieben hatte, waren wir im Dickicht verſchwunden." —

„Da entdeckten wir in einem Buſche das Amſelneſt," — ſpann Fritz am Faden der Erinnerungen weiter. „Fünf beinahe ausgewachſene Thierchen lagen drinn, dunkelgraue Flaumbälle mit gelben Schnäbeln, welche ſie begehrlich aufſperrten, als wir neugierig die Aeſte zurückbogen

um in's Neſtchen zu gucken. Theophil und ich wollten die Vögel als gute Beute mitnehmen, aber du machteſt entſchiedene Einſprache." — „Ihr hättet ja die Thierchen entweder überfüttert oder verhungern laſſen und zudem flatterten die Alten ſo bekümmert und ängſtlich in den nahen Büſchen herum! — Ob alledem hatten wir aber die Richtung verloren, es war weder Weg noch Steg im Dickicht, wir waren verirrt. Der Jauchzer tönt mir noch jetzt in den Ohren, den du damals erſchallen ließeſt, Fritz, vor lauter Wonnegefühl verirrt zu ſein." — „Ihr andern waret um ſo erſchrockener," — lachte Fritz. — „Kein Wunder," — entgegnete Mathilde. „Dem Bäbeli war das ſtolze Stöffeln an meiner Hand längſt vergangen und das Weinen ſtand ihm zu nächſt aus Furcht und Müdigkeit. Da nahm ich meine Kenntniſſe zuſammen, die ich im ſchweizeriſchen Robinſon geſammelt hatte, um mindeſtens die Richtung nach der Weltgegend, in welcher das Schloß lag, aufzufinden. Ich unterſuchte, auf welcher Seite die Stämme Moos angeſetzt, — da mußte Weſten ſein." — „Und nun ging's durch dick und dünn, durch Dorn und Dickicht," — ergänzte Fritz, — „und mancher Strauch behielt als eroberte Trophäe einen Fetzen von deinem leichten

Sommerkleide. Aber nun kam erſt das Aergſte, der breite, tiefausgefahrne Waldweg, deſſen gelber Lehm vom Regenwaſſer in einen dicken, zähen, bodenloſen Brei verwandelt worden war. Wie ſollten wir da hinüber? Ich für meinen Theil wäre ſchon durchgekommen; aber ihr andern drei! Troſtlos ſetzten wir uns an den Rand in's feuchte Moos." — — „Und nannten den ſchlimmen Waldweg den Sumpf der Verzweiflung. Endlich ward ein kecker Entſchluß gefaßt. Du, Fritz, nahmſt dein Schweſterchen huckepack auf den Rücken und gingſt voran. Theophil und ich folgten nach, leider Gottes bis zu den Knieen in den gelben Sumpf verſinkend. Nun waren wir an den Rand des Waldes gelangt und vor uns lag das Schloß. Aber durften wir uns in dieſem Aufzug vor den Leuten zeigen?" —

„Da wußteſt du wieder guten Rath, Mathilde."

„Es lag auf der Hand! Was klügeres, als uns möglichſt unbemerkt bis zum heimlichen Plätzchen hinter dem Schloßgarten zu ſtehlen, wo die Silberpappeln ſtehen, dort am Brünnlein in der Tuffſteingrotte unſre Strümpfe zu waſchen, dieſelben an die Sonne zu hängen und dann zuzuwarten, bis ſie wieder trocken geworden." — „Geſagt gethan! — Du hatteſt dich nur in einem

Faktor geirrt, nämlich in der Sonne, welche unſere Strümpfe trocknen ſollte und die nun ſtatt deſſen ſich anſchickte, hinter dem fernen Weißenſtein zur Ruhe zu gehen. Wir warteten und warteten, aber die Strümpfe wollten nicht trocken werden. Ich freilich machte mir wenig aus der Sache, aber ihr beiden, die ihr nun, da es ſchon dunkel werden wollte, gleich zwei armen Sündern, die Strümpfe in den Händen tragend der Strafpredigt entgegen mußtet, die euerer harrte!" — „Die gute Chanoineſſe war freilich in tauſend Aengſten," — lachte Mathilde. „Wir hatten ihr Nachmittagsſchläfchen mißbraucht, um uns zu dieſer denkwürdigen Expedition auf den Weg zu machen. Die Strafpredigt blieb dann freilich nicht aus und zur Buße wurden wir ſogleich zu Bett geſchickt und jedem eine Taſſe Lindenblüthenthee diktirt — — —."

Fritz war im Begriff, ſeiner Jugendgeſpielin, gegen welche er ſich unvermerkt wieder das trauliche „Du" erlaubt hatte, noch eine abenteuerliche Schlittenfahrt in Erinnerung zu bringen, welche beide einſt in Geſellſchaft unternommen hatten, als eine dünne, ſpitze Stimme hinter dem blüthenumſponnenen Gitterwerk der Gartenlaube hervor „Mathilde" rief.

„Die Tante," — ſagte das Fräulein. „Wir

haben uns ganz in die Kinderzeit zurückgeplaudert," — fügte es bei und reichte dem jungen Manne über die niedere Mauer herüber die Hand. „Leben Sie wohl, Herr Waldmann, — vergeſſen Sie Schloß Matſtetten und ſeine Bewohner nicht ganz!" —

— — Herr Waldmann? Warum nicht Fritz? War dieß nicht ein feines und möglichſt ſchonendes, aber dennoch ein Zurückweiſen in die Schranken, die er unbewußt überſchritten hatte? — Eine dunkle Röthe übergoß bei dieſem Gedanken einen Augenblick ſein Geſicht.

„Es geſchieht dir Recht," — ſprach er dann zu ſich und nahm ſich vor, ſeine Prozeßakten künftighin nie mehr auf der „Teraſſe" zu ſtudiren.

Fritz Waldmann hielt Wort, — er blieb fortan in ſeiner Schreibſtube.

Durch die Mouſſelin-Vorhänge der Fenſter, welche die neugierigen Blicke der Vorbeigehenden abzuhalten beſtimmt waren, ſchien Jahr aus, Jahr ein weder Sonne noch Mond, ſondern es filtrirte ſich durch dieſelben kaum ein trübes Dämmerlicht. Ein ſchwarzlakirtes Schreibpult ſtand mitten in der Stube, vor demſelben ein lederner Drehſtuhl, an den Wänden einige hölzerne Seſſel, im Hintergrund ein großer Kachelofen, von welchem ein

Napoleon, eine mediziſche Venus und ein Bär, ſämmtlich aus Gyps, herunterſchauten, — der Nachlaß dreier früheren Miethsleute und zugleich die Wahrzeichen des Zuges ihrer Herzen.

Am ſchwarzlakirten Pulte ſchrieb Fritz ſeine Rechtsgutachten, ſeine Klagſchriften und Antworten, ſeine Repliken und Dupliken. Zuweilen aber geſchah es, daß er ſeine Feder bei Seite ſchleuderte, vom ledernen Drehſtuhl aufſprang und mit ungeduldigen Schritten den Raum zwiſchen dem Fenſter und dem Kachelofen maß. In ſolchen Augenblicken pflegte er über ſeine Lage und Zukunft Betrachtungen anzuſtellen.

Der Sohn des Schloßbauers war nicht aus Neigung Juriſt geworden. Er fand kein beſonderes Behagen daran, verwickelte juriſtiſche Knäuel mit ſpitzen Fingern zu entwirren oder mit dem anatomiſchen Skalpel der Rabuliſtik Geſetzesparagraphen zu zerlegen. Sein geiſtiges Auge glich nicht der Loupe, ſondern überſchaute die Welt und die Verhältniſſe im Großen und Allgemeinen. Der Menſch zeigt ſich dem Advokaten ſelten von ſeiner ſchönen Seite. Gewöhnlich ſind es Eigennutz und Rechthaberei, welche ihn dazu bewegen, an der Thüre der Themis anzuklopfen. Und dann der Gegenſtand, für welchen der Rechtsanwalt als

geiſtiger Klopffechter vor den Schranken des Amts-gerichts oder Obergerichts ſeinen Tourniergaul tummeln muß, wie nichtig gewöhnlich, — wie unintereſſant! Ein Nachbar, der dem Andern das Waſſer ſeines Brunnens nicht gönnen mag; — ein Grundbeſitzer, dem es zur beſondern Satisfaktion gereicht, die Leute ein Paar hundert Schritte Umweg machen zu laſſen, weil der Fußpfad, der über ſein Gut führt, kein öffentlicher iſt; — oder es handelt ſich um den Hauptmangel eines verkauften Gaules — —.

Aber plötzlich blieb dann Fritz vor dem gypſernen Napoleon ſtehen und kreuzte gleich dieſem ſeine Arme.

„Ausharren!“

Wollte Einer nicht den langſamern und noch tauſendmal langweiligern Weg nach den höhern Staatsſtellen einſchlagen, welcher bei dem ſupernumerären Kopiſten in irgend einer Kanzlei beginnt, ſo blieb ihm nichts Anderes übrig, als Advokat zu ſein, aus welchem Stande die Steuermänner der eidgenöſſiſchen Flotte ſich faſt ausſchließlich zu rekrutiren pflegten. Zudem war ein gewiſſes Etwas, welches unſrem Freunde fehlte und das bongré-malgré erworben werden mußte, wenn er ſeinen Weg durch die Welt machen wollte,

nämlich — Gold. Ob der Schloßbauer irgendwo in einem Haberkaſten ſeines Speichers alte mit blanken Thalern gefüllte Strümpfe verſteckt hielt, war ſeinem Sohne unbekannt. Hätte aber auch Fritz um ein ſolch Geheimniß gewußt, er hätte dieſen Faktor nicht in das Rechenexempel ſeines Lebensplans aufgenommen: er wollte ſelbſtſtändig ſein, keinem Andern als ſich ſelbſt ſeine Zukunft verdanken. Zu jenen Zeiten aber war in ſeiner Heimat der Advokatenſtand der einzige, in welchem man in kurzer Zeit viel Geld verdienen konnte. —

## Sechstes Kapitel.

### Die Kosaken der Revolution.

Fritz Waldmann kehrte also zu seinem schwarzlakirten Pulte zurück und verfaßte wieder Prozeßschriften und studirte Akten. Aber was Wunders, wenn er jedesmal mit Vergnügen die graue Schreibstube verließ und einen Ort aufsuchte, wo die Fittige seines Geistes mehr Raum fanden, sich auszubreiten. Diesen Ort fand er im Hause seines ehemaligen Professors des Staatsrechts.

Hier wurde bei einer Flasche guten Weines und einer langen Pfeife — Fräulein Franziska rauchte jedoch nur Cigarren — geniale Politik getrieben. Es versteht sich, daß man damit anfing tabula rasa zu machen; — das alte Gesicht der menschlichen Gesellschaft glatt zu rasiren, alle historischen Stoppeln mit scharfem Messer daraus zu entfernen, war die Lieblingsbeschäftigung des alten Herrn. Wenn einer mit den alten Griechen und Römern aufmarschirt kam oder gar mit unserem Vater Tell und der Universal-Republik gern

einen hiſtoriſchen Boden untergeſchoben hätte, ſagte der Profeſſor: „Paperlapap, Kinderchen, — laßt mich mit dieſem dummen Zeuge ungeſchoren. Es wird nicht beſſer in der Welt, bis alle Bibliotheken und Archive zerſtört und all der alte Schund zu Aſche verbrannt iſt. Eine junge Generation, die nie in einer Schule geſeſſen und weder einen Katechismus noch ein Geſchichtscompendium je in die Finger bekommen, das wäre das wahre Holz, den neuen Staat daraus zu kneten, gleich dem jüdiſchen Oſterkuchen frei vom Sauerteig alter Vorurtheile.“ —

Ein Maturitätsexamen war etwas viel zu Undemokratiſches, als daß man ein ſolches den Jünglingen zugemuthet hätte, welche die Hochſchule beſuchen wollten, wo unſer geiſtreiche Lehrer des radikalen Staatsrechts dozirte. So kam es, daß der Herr Profeſſor die gewünſchte tabula rasa in den Köpfen vieler ſeiner Schüler wirklich vorfand und er ſeine Lehren und Grundſätze in jungfräuliches Erdreich legen konnte, wo ſie dann auch mit erſtaunlicher Ueppigkeit in die Höhe ſchoſſen und in Kraut und Stengel trieben. Dieſe jungen Leute, die ſtatt im Gymnaſium auf der Kegelbahn ihres ländlichen Wirthshauſes humaniora ſtudirt und dort den Katechismus glücklich

herausgeschwitzt hatten, bildeten des Herrn Professors junge Garde. Auf ihnen hielt er die größten Stücke.

Zu der Armee, welche er gegen den alten Staat und die alte Gesellschaft in's Feld zu führen gedachte, gehörten ferner die Handwerksgesellen- und Arbeitervereine. Als mehr oder minder zuverlässige Hülfstruppen zählten die Schützen-, Sänger- und Turnvereine. Fräulein Fränzl war Generaladjudant des Heeres. Die Sänger, die Turner, die Schützen hatten ihre geheimen Oberoffiziere und Führer.

Schwalbe, durch Fritz Waldmanns kräftige Empfehlung beim Herrn Professor eingeführt, war in Berücksichtigung der Campagne, welche er an der Spitze der Lahrer Cikorienfabrikarbeiter gemacht, zum Hettmann eines Pulkes deutscher Handwerksburschen avancirt.

Begleiten wir ihn an eine seiner Musterungen.

Der Exerzierplatz ist ein Bierhaus vor den Thoren. Da finden wir die Soldaten der künftigen deutschen Republik in Reihe und Glied, — nämlich an einem langen Tisch; und jeder ist mit seinen Waffen versehen, — nämlich mit einem Bierglas und einer dampfenden Tabakspfeife. Auf vielen Porzellanköpfen prangt das

Bildniß Georg Herwegh's oder des Schneiders Weitling.

„Fürſten, zum Land hinaus," — ſchallt es uns bei unſerm Eintritt entgegen. Es iſt das Hambacherlied, welches ſich, da hier keine Fürſten regieren, ſondern Schultheißen, Bürgermeiſter und Landammänner, ohne beſondere Conſequenzen ſingen läßt. Als das Lied zu Ende, klopft der, welcher vorläufig den Präſidentenplatz oben am Tiſche eingenommen hat, an ſein Glas, — ein Burſche in blauer Blouſe, mit ſtarkem, ſtruppigem ſchwarzem Bart und einer Geſichtsfarbe, die entweder auf einen Feuerarbeiter oder auf etwas Anderes, mindeſtens auf keine intime Freundſchaft mit friſchem Quellwaſſer ſchließen läßt.

„Der Bruder Hanauer hat das Wort!"

Der Hanauer, deſſen Wühlhuberbart flachsfarben iſt, erhebt ſich und eröffnet der Verſammlung, daß ſich ein junger Bruder Schweinfurter, kürzlich erſt aus der Heimat gewandert, aber von den beſten Grundſätzen durchdrungen, in den Bund aufnehmen zu laſſen wünſche. „Kennt er die Bedingungen?" frägt der Präſes mit dem dunkelrothen Teint. „Kann er ſchweigen und iſt er Willens, ein Fäßchen Bier zu ſpendiren?" — Der Bruder Hanauer bejaht. — „So trefft

die Vorbereitungen zum Schwur und führt ihn herein!" —

Aus einem Schranke wird nun ein Buch mit rothem Einband hervorgeholt, nebst zwei Dolchen, die kreuzweis vor daſſelbe auf den Tiſch gelegt werden. Die Läden ſind geſchloſſen, zwei Lichter angezündet und neben das rothe Buch geſtellt. Der Bruder Hanauer führt nun ein junges hochaufgeſchoſſenes Bürſchchen herein, welches beim Anblick der Lichter und Dolche wie Eſpenlaub zittert.

„Schwörſt du, die Tirannen zu haſſen und der großen Sache der Freiheit dienen zu wollen mit Gut und Blut und aus allen deinen Kräften?"

Bruder Schweinfurter ſchwört mit bebender Stimme.

„Schwörſt du, Alles, was du hier ſiehſt und hörſt, geheim zu halten und keinem Uneingeweihten, insbeſondere keinem Gensdarmen, Polizeikommiſſär oder ſonſtigem Freiheitsfeinde zu offenbaren, bei Strafe von dieſen Dolchen durchbohrt zu werden?"

Er zittert noch ſtärker und ſchwört.

Jetzt wird er von den Bundesbrüdern der Reihe nach umarmt, die Dolche und das rothe Buch werden wieder in den Schrank verſorgt, die

Kerzen gelöſcht, die Fenſterladen aufgemacht und das bewußte Fäßchen Bier beim Wirthe beſtellt. —

Eben war die feierliche Ceremonie beendet, als Freund Schwalbe eintrat.

Schwalbe wurde von der Verſammlung mit ziemlichem Reſpekt empfangen. Der Feuerarbeiter räumte ihm ohne weiters den Präſidentenſtuhl ein, wonach der Hettmann der Koſaken der Revolution als Signal zum Stillſein und zu allgemeiner Aufmerkſamkeit mit einem Meſſer an das erſte beſte Bierglas klopfte und hierauf an die verſammelten Handwerksgeſellen folgende erbauliche Anrede hielt:

„Brüder Proletarier! Wem gehört die Welt? Gehört ſie etwa den Fürſten, den Vornehmen, den Reichen? Mit nichten! Die Erde und Alles, was darauf fleucht und kreucht, das Feſte und das Flüſſige, gehört von Gott und Rechts wegen uns, — den Arbeitern! (Bravo!) — Freunde! Sind wir aber etwa im Beſitze dieſes unſ'res rechtmäßigen Eigenthums? — Leider muß ich zum zweitenmal antworten: Mit nichten! — Während wir Arbeiter im Schweiße unſeres Angeſichts und mit ſchwielenbedeckten Händen hobeln, hämmern, feilen, klopfen oder nähen und damit kaum unſer karges trockenes Brod verdienen (bei dieſen Wor-

ten des Redners wurde es den meiſten Zuhörern ganz trocken in der Kehle und ſie feuchteten mit einem tüchtigen Schlucke an), liegen die Vornehmen und Reichen auf der faulen Haut; — ſie ruhen auf den Lehnſtühlen, die wir gepolſtert, — ſie eſſen die Butterſemmeln, die wir gebacken, — ſie leeren die Fäſſer, die wir gebunden. Iſt das recht, frage ich? (Nein, nein!). — Ein Freund des Volks hat es ausgerechnet: wenn aller Wein, der wächst, unter alle Menſchen gleichmäßig ausgetheilt würde, ſo kämen auf jeden genau drei Schoppen täglich. Was geſchieht? Die Reichen und Vornehmen ſaufen ihn weg, — wir aber ſollen Waſſer trinken! (Allgemeine Aufregung. Eine Stimme ruft mit Ingrimm: warte nur der Kerl, der mir meine drei Schoppen wegſauft, bis ich ihn erwiſche!)

Nachdem ſich der Tumult, während welchem der Redner ſeine Kehle mit einem Glas Bier anfeuchtete, gelegt, fuhr dieſer fort, wie folgt:

„Freunde! Brüder! Wollen wir verdurſten, während die Reichen in Champagner, Burgunder und Parfait-Amour ſchwelgen? — Wollen wir Arbeiter uns fort und fort in alle Ewigkeit hinein ſchinden und plagen und es bös haben? — Sie vertröſten uns auf den Himmel; — ich aber

frage: was iſt die Seele? — Das haben unſ're Feinde und Unterdrücker ſchon längſt gewußt, aber ſie haben es uns nicht geſagt. Jetzt iſt's heraus! Die Seele iſt ſo was wie eine Spinne, die mitten im Hirn ſitzt; und nach allen Seiten gehen ihre Fäden, — in die Hände, in die Füße, in jeden Finger und jeden Zehen; und zieht ſie am Faden, ſo regt ſich der Arm oder das Bein oder das Aug' oder die Zunge. Und iſt das Thier todt mitten im Hirn drinn, dann iſt's aus mit dem Menſchen, gar aus. — Verſteht ihr? Wollt ihr noch länger euch von den Pfaffen den Teufel an die Wand malen laſſen? Nein, Proletarier! Es muß anders kommen ſchon auf dieſer Welt. Wir wollen es auch einmal gut haben und die Pfeifen mit Thalerſcheinen anzünden, nichts als Knackwürſte eſſen und den Ratafia aus Biergläſern ſaufen!" (Allgemeiner Jubel, langanhaltendes Bravorufen nebſt Klopfen mit den Gläſern auf den Tiſch. Endlich kommt der Redner wieder zu Worte.)

„Aber wie fangen wir's an, um ſo weit zu kommen? frage ich. (Pauſe.) Da ſteht ihr nun, wie die Ochſen am Berg, ſperrt die Mäuler auf und glotzt mich an. Freunde, Brüder, Proletarier, ihr dauert mich, ich will's euch ſagen —" (Geſpannte Erwartung auf allen Geſichtern.)

„Es gibt eine geheime Macht, — sie geht im Dunkeln, sie handelt im Verborgenen; Niemand weiß, wo sie sitzt, kein Landjäger kann sie packen, kein Kerker sie festhalten: das ist das große, mächtige, allwissende und allmächtige europäische Revolutionscomite. Das erhabene weltbeglückende Ziel desselben besteht darin, das Oberste zu unterst zu kehren. Erreicht es diesen Zweck, dann ist auch uns geholfen, — wir, die wir unten sind, kommen dann oben auf. — Glaubt jedoch nicht, Proletarier, daß euch die gebratenen Tauben in's Maul fliegen werden. Auch ihr müßt das Euere dazu thun. Gilt es einmal loszuschlagen gegen die Vorrechtler, dann braucht das Revolutionscomite Soldaten. Ihr seid seine Krieger. Gleich dem Soldaten, der unter der Fahne steht, hat jeder von euch unbedingt zu gehorchen, zu vollstrecken, was euch in seinem Namen befohlen wird." (Feierliche Stille.)

„Das Revolutionscomite braucht aber auch Geld, — umsonst ist der Tod, wißt ihr. An euch ist's, euere Sparpfennige auf den Altar der großen Sache der unterdrückten Menschheit zu bringen. Schenken, meint ihr vielleicht? Bewahre! Ihr sollt euch betheiligen am großen Anleihen der Revolution. Keine Sparkasse zahlt bessere Zinsen. Einen

Louisd'or werdet ihr zurückerhalten für jeden eingelegten Kreuzer, wenn einmal die große Entscheidungsschlacht geschlagen ist. — Keine Bank bietet aber auch solche Sicherheit. All' die Paläste, die Schlösser und prächtigen Landgüter, in denen jetzt die Reichen schwelgen, das sind euere Hypotheken und Unterpfänder. Jedes ist schon heimlich angeröthelt und hat sein Zeichen und im großen Buche des Revolutionscomite steht geschrieben, welcher von euch darauf angewiesen ist. Werfen wir darum freudig uns're übrigen Batzen in die Kriegskasse des großen Geheimbundes. — Hoch lebe die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!"

Während dieser Rede war das Fäßchen, welches der neuaufgenommene Bruder Schweinfurter hatte spendiren müssen, geleert worden. Die Begeisterung für die große Sache schlug über den Häuptern der Handwerksburschen in hellen Flammen zusammen.

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit," — erscholl es, daß der lose Kalk aus den Spalten und Ritzen der Wände herunterfiel. —

Auf diese große heroische Vorstellung, bei welcher Freund Schwalbe, der literarische Proletarier aus Schwabenland, mit Virtuosität die Hauptrolle ge-

ſpielt hatte, ſollte noch ein kleines tragikomiſches Nachſpiel folgen.

Es kam nämlich die mißbeliebige Viertelſtunde des Bezahlens. Da fand ſich, daß der junge Bruder Schweinfurter, ein Schneidergeſelle ſeines Zeichens, aus profeſſionellem Leichtſinn oder in Folge der Aufregung, die bei der Aufnahme in den Bund über ihn gekommen war, es vergeſſen hatte, daß der Zuſtand ſeiner Börſe es ihm zur phyſiſchen Unmöglichkeit mache, das bewußte Fäßchen Bier zu bezahlen. Der Wirth, ein vierſchrötiger Emmenthaler, verſtand jedoch in dieſem Punkt keinen Spaß; er ſtellte ſich, ſo breit er war, vor die Stubenthüre und ſchwor „uf ſi Gott Seel," daß er keinen einzigen der „Donners-Hudle" herauslaſſen werde, ſo lange nicht die Uerte bis auf den letzten Kreuzer berichtiget ſei.

Einige der Handwerksgeſellen rekognoscirten die Fenſter, ob ſich nicht der Rückzug auf dieſer Linie bewerkſtelligen laſſen könnte. Leider befand man ſich nicht zu ebener Erde. Andere griffen zu ihren Stöcken, um den Ausgang nöthigenfalls mit Gewalt zu erzwingen. Der Wirth ließ ſich jedoch keineswegs in's Bockshorn jagen, ſondern pfiff ſeinem Hund, der ſich neben ſeinen Herrn ſtellte und ſeine Abſicht, mit den Waden der

insolventen Gäste Bekanntschaft zu machen, auf sehr unzweideutige Weise durch Zähnefletschen kundgab.

Was Herrn „Doktor“ Schwalbe betrifft, so fühlte er weder Neigung noch Beruf, seine Batzen, wenn er deren etwa in der Tasche trug, als Lösegeld der Gesellschaft darzugeben; ebenso unangenehm jedoch wäre ihm, der hier nur Gastrollen gab, und eigentlich nach Höherem strebte, der öffentliche Skandal einer Prügelei gewesen. In diesem kritischen Augenblicke beschloß er, die Kraft seiner Suade noch einmal auf die Probe zu setzen. Er näherte sich bis auf drei Schritte der Position des Belagerers und redete denselben in folgender Weise an:

„Republikaner, Mann des Volks, Mitproletarier! Das Geld ist die Quelle alles Uebels und seine Abschaffung die erste Bedingung der Menschenbeglückung, sagt der große Marokko, den uneingeweihte Naturen Schneider Weitling nennen. Und Ihr, der Euch rühmt, zu den Freisinnigen zu gehören, zu den Männern des vorgerücktesten Fortschritts, zürnt uns, weil wir Euch keines geben, — haltet uns gefangen, weil uns're Taschen rein sind von dieser moralischen Pest? — Ja, wären wir Vorrechtler, gehörten wir zu den Vor-

nehmen und Reichen, dann wäre es Euere heiligſte Pflicht, uns unſern ungerechten Mammon abzunehmen, — je mehr, je lieber. Aber ſind wir nicht Brüder, Mitunterdrückte, Genoſſen im künftigen Kampfe für die gute Sache? — Opfere dein Bier der Sache des Volkes, Republikaner, und der Dank des Vaterlandes ſoll dir werden!"

Der Wirth erwiederte lakoniſch: „wer mein Bier ſauft, muß bezahlen; — wer kein Geld hat, tränke ſich mit Waſſer." — „Schweizervieh," — ließ ſich ein naſeweiſer Bruder Leipziger aus dem Hintergrund hören. Half aber Alles nichts. Wollten die Koſaken der europäiſchen Revolution hinaus, ſo blieb ihnen nichts übrig, als die Kreuzer, die ſich etwa noch in ihren Taſchen vorfanden, als Ausgangszoll auf die breite Linke des Emmenthalers zu legen. Dem vorlauten Bruder Leipziger, dem der Ausdruck „Schweizervieh" entronnen war, wurde, als die Reihe hinauszudürfen an ihn kam, von der nicht minder breiten Rechten des Thürſtehers eine kleine Liebkoſung als Andenken zu Theil, welche denſelben drei Tage lang hinderte, ſeine ſitzende Berufsart auszuüben. —

Ende des zweiten Buches.

# Drittes Buch.

## 1844. 1845.

## Erſtes Kapitel.

# Hie Freiſchaar!

Am 24. Oktober 1844 genehmigte endlich der Große Rath von Luzern die Berufung der Jeſuiten.

Es geſchahen, als dieſer Beſchluß gefaßt war, keine Zeichen und Wunder, kein Schweifſtern erſchien als drohende feurige Ruthe am Himmel, es regnete kein Blut, der Dürſt und ſein wildes Heer zogen nicht durch die Lüfte, weder Pilatus noch Rigi ſchüttelten dazu ihre Häupter, — Alles ging ſeinen gewohnten alltäglichen Gang fort, als wäre nichts geſchehen. Und doch lag etwas Drückendes in der Luft ſeit jenem Tage; es bedünkte Viele, als ob ſich nun ſchwerer athmen laſſe in Luzern, und Anderen ſchien es, als ob die blaue Reuß nur noch ſcheu und erſchrocken unter der Brücke durchſchlüpfe und ſich beeile, möglichſt ſchnell über die Grenze zu kommen. Nicht wegen der ſieben Männer war's, die kommen ſollten, im Kollegium Schule zu halten. Aber hatte

auch nur die Sohle eines der ſieben den Luzerner Boden berührt, ſo faßte zugleich eine umheimliche Macht daſelbſt feſten Fuß; ein Faden mehr war gezogen des großen Spinnengewebes, welches der welterobernde Orden langſam, allmälig und geräuſchlos über den Erdball zu flechten ſich bemüht.

So viel ſteht feſt, daß der 24. Oktober 1844 ein verhängnißvoller Tag war, in Folge deſſen mancher Mutter Sohn in's Grab hat beißen müſſen, — der erſte Tag einer langen Zeit wüſter Verwirrung und drohenden Untergangs ſchweizeriſcher Freiheit und Unabhängigkeit; aber zugleich der Schickſalstag, ohne welchen auch jener kaum angebrochen wäre, da unſere Mutter Helvetia neuverjüngt aus Aſche und Schlacken erſtanden iſt.

Viele Luzerner tranken an dieſem Tage ihr Bier und aßen ihren Käskuchen mit Ingrimm. Aber Einer unter ihnen rieb ſich ſiegesfreudig die Hände und unwillkürlich fiel ihm Schiller's Don Karlos ein und er recitirte halblaut die ſo oft gedankenlos geſprochenen Worte:

„Hand in Hand mit Dir, —
„So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken" —,

wobei er ſich etwas ſehr Beſtimmtes dachte. Dem

Bundesgenoſſen, dem er ſchon längſt gern die Hand gereicht hätte, war nun das Thor geöffnet; den Repräſentanten des „Jahrhunderts“ aber, welchem er den Handſchuh hinwarf, jenen vom Freund zum Todfeind gewordenen Arzt und Staatsmann, hörte er bereits auf dem Sande liegend unter ſeinen Knieen ächzen. —

Laſſen wir den händereibenden Jeſuitenfreund in Luzern und wenden wir uns zum ſtolzen Schultheißen von Bern.

Wir treffen ihn an ſeinem Arbeitstiſch. Er hat die Feder bei Seite gelegt, die Arme gekreuzt und ſieht mit krauſer, gerunzelter Stirne ſtarr vor ſich hin. Endlich greift er nach der Glocke, die vor ihm auf dem Tiſche ſteht, und ſchellt.

Der im Vorzimmer harrende Weibel erhält den kurzen Befehl, den Polizeidirektor zu berufen.

Nach wenigen Minuten ſchon iſt der Gewünſchte zur Stelle.

„Wie iſt die Stimmung im Kanton Luzern?“ — „Sehr gährend, äußerſt aufgeregt,“ erwiderte der Chef der Polizei, „nah' daran in einen Putſch auszubrechen.“ — „Glauben Sie, daß die Liberalen einige Chancen des Gelingens für ſich haben, wenn ſie dieſes Mittel verſuchen?“ — Der Polizeidirektor zuckte bedenklich mit den Achſeln:

„Siegwart hat an den Ländlern einen guten Rücken und ein guter Theil des Volkes hängt am Rathsherrn Leu von Ebersoll als an einem Gottgesandten und Propheten. Dagegen haben die Liberalen Verbindungen mit ihren Freunden in den Nachbarkantonen angeknüpft. Mit Hülfe von Außen kann ihnen vielleicht ein Handstreich gelingen.“ — „Wird auch in unsrem Kanton geworben?“ frug der Schultheiß. — „Bis jetzt nur heimlich, aber emsig genug. Versteht sich, daß unser Barrikaden-Professor und seine junge Schule dahinter stecken.“ — Auf des Schultheißen Stirne wurde ein mißfälliges Kräuseln sichtbar. — „Soll ich diesen unruhigen Köpfen das Handwerk legen?“ frug dienstbereitwillig der Chef der Polizei.

Der Schultheiß besann sich eine Weile. „Nein, laßt sie machen,“ erwiderte er endlich, während ein stolzes machtbewußtes Lächeln um seine Lippen schwebte. „Wir wollen zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. Ein kleiner Putsch in Luzern und ich lasse meine Bataillone marschiren. Unter unserm freundnachbarlichen Schutz und Aufsehen kann sich dann der Kanton Luzern rekonstituiren, Siegwart ist gesprengt und Bern diktirt auch an der Reuß. Zugleich bietet sich uns ein erwünschter Anlaß, die Unbesonnenen, welche durch ihre

Freiſchäärlerei den eigenen Kanton kompromittirten, zur Ordnung zu weiſen und unſchädlich zu machen. Ich vertraue auf Ihren Takt, Herr Polizeiminiſter, auf Ihre Schlauheit!" — Das Geſicht des Geſchmeichelten verzog ſich lächelnd; er zwinkte einverſtanden mit den ſchlauen grauen Augen.

Der Schultheiß wurde wieder kalt und ernſt.

„Nennen Sie meinen Plan nicht jeſuitiſch," fuhr er dann ſcharf betonend fort; «la raison d'état avant tout!» Worauf er ſeinen Vertrauten mit einer gebieteriſchen Handbewegung entließ. —

Und nun ein geneigter Leſer ſeinen unſichtbaren Staatsbeſuch bei den geſtrengen und ſtolzen Diktatoren der Kantone Luzern und Bern, den offiziellen Chorführern des Rückſchritts und des Fortſchritts in der Schweiz, abgeſtattet hat, wolle er ſich mit uns an einen freundlichern Ort, in anmuthigere Geſellſchaft begeben, nämlich nach dem Schloſſe Matſtetten, in das Zimmer Fräulein Mathilden's. Wir treffen dort die von ihrem Beſuche aus der Stadt zurückgekehrte Tochter des Junker Oberherrn und ſonſt noch Jemanden an, nämlich des Schloßbauern Bäbeli, welches etwas größer und voller geworden ſeit den letzten fünf Jahren, da wir am Schießen zu Solothurn ſeine

Bekanntſchaft machten, aber dabei nicht minder hübſch und friſch geblieben iſt.

Fräulein Mathilden's Zimmer war mit Gobelinstapeten ausgeſchlagen, welche Jagdſcenen vorſtellten. Unter hohen dunkeln Bäumen kam eine muntere Jagdgeſellſchaft geritten, darunter Frauen auf weißen Zeltern, welche von langgeſtreckten Windhunden umſchwärmt wurden. Im grünen Halbdunkel eines ſchattigen Waldweges ſah man eine Sänfte von ſchellenbehangenen Maulthieren getragen, auf deren Köpfen ſtolze Federbüſche nickten. Wer in der halbverſchloſſenen Sänfte ſaß, konnte man nicht deutlich erkennen. Eine phantaſtiſche Märchenwelt lebte in dieſem dunkeln Tapetenwalde, in welchem Mathilden's Gardinenbett gleich einem weißen Zelte ſtand. Die andern Möbel waren, wie Alles im Schloß, altväteriſch: die Stühle alle mit hohen Rücklehnen, ein Schrank von Nußbaumholz, auf deſſen Thüren das ausgeſchnitzte Wappen der Herren von Matſtetten prangte, ein Tiſch mit gewundenen Säulenfüßen, deſſen Blatt mit verſchiedenfarbigen Holzarten und Perlmutter eingelegt war.

Die Staffage, welche einem Mädchenzimmer erſt den wahren poetiſchen Reiz verleiht, fehlte nicht. Eine Seidenmantille und ein Hut, mit

Kornblumen und gelben Aehren geſchmückt, lagen auf einem der altväteriſchen Stühle; unter der weißen Zeltwand des Bettes ſtreckten ein Paar zierliche Frauenſchuhe ſchalkhaft ihre Glanzleder-ſpitzen hervor.

Das hohe und breite Fenſter ſchaute gegen den Garten, wo noch einige Dahlien und Aſtern blühten und die herbſtlichgefärbten üppig wuchernden Jungfernreben die Rückwände der Glashäuſer mit hochrothen Tapeten bekleideten.

Fräulein Mathilde hatte des Schloßbauern Bäbeli eben franzöſiſchen Unterricht gegeben; der Telemach lag noch aufgeſchlagen auf dem Tiſche. Aber die Mädchen verweilten nicht mehr auf der Inſel der Calypſo und hatten den Sohn des Ulyſſes ſeinem Schickſal überlaſſen, um ſich mit einem Abenteurer zu beſchäftigen, der ſie näher berührte, — mit Fritz Waldmann, der das ſtille heimatliche Dach verlaſſen hatte, um ſich draußen in den wilden Wogen des Lebens Geld, Macht und Ehre zu erringen.

„Der Vater war bei ihm," erzählte Bäbeli, „da er am letzten Markttag ein Fuder Korn in die Stadt führte." — „Geht nun ſein Geſchäft?" frug das Fräulein. — „Das will ich meinen," erwiderte Bäbeli ſtolz. „Der Vater hat geſagt,

ſeine Schreibſtube ſei den ganzen Tag nie leer geworden von Leuten, welche Rath und Beſcheid wollten; die Einen habe er unterrichtet, wie ſie zu ihrem Rechte gelangen könnten, den Andern habe er den Kopf gewaſchen, welche wegen einer ungerechten Sache einen Prozeß anfangen wollten. Ein Landvogt aus der guten alten Zeit hätte es nicht viel beſſer machen können, meinte der Vater." — „So iſt der Schloßhans alſo jetzt mit dem Gedanken ausgeſöhnt, daß ſein Sohn kein Bauer blieb, ſondern Advokat wurde?" — „Es komme Alles darauf an, wie man's treibe, ſagte der Vater; ein anderes ſei ein Rechtsagent oder Prokurator, wie er deren manche kenne, welche nur darauf ausgingen, dem gemeinen Mann das Blut unter den Nägeln hevorzudrücken, und ein anderes ein rechtſchaffener Fürſprecher, wie Fritz einer zu ſein ſcheine." — Mathilde ergriff Bäbeli's Hand und ſchaute eine Weile mit ſtiller Befriedigung vor ſich hin. Dann hob ſie ihre langen Wimpern, ſchaute dem Bäbeli in die braunen hellen Augen und frug: „Was iſt's mit dem deutſchen Mädchen, welchem er den Hof macht, wie man ſagt? Ich hörte in der Stadt, ſie würden ein Paar werden." — Bäbeli erröthete und rief dann entrüſtet: „Fritz und die Perſon, welche

Mannskleider trägt, in allen Bierhäuſern herumfährt und Cigarren raucht! — Es iſt eine Verläumdung, — das thut er gewiß nicht!“ — „Du ereiferſt Dich ja, als ob Du nicht ſeine Schweſter, ſondern ſein Schatz wäreſt“, lachte das Fräulein. „Cigarren zu rauchen und Mannskleider zu tragen, iſt wahrſcheinlich in Fritzen's Augen noch lange kein Verbrechen, ſondern vielleicht gar ein Reiz, der ihn anzieht.“ —

Bäbeli ließ ſich vor dem Fräulein auf beide Kniee nieder und ſchaute ſie aus ſeinen großen, klaren, braunen Augen betroffen und fragend an.

„Fritz“, fuhr Mathilde fort, „der den Kampf mit dem Leben wagt, um demſelben ſein Glück abzuringen und abzutrotzen, ſchaut die Welt mit ganz andern Augen an, als wir Andern hier in unſerer ſtillen Einſamkeit. Ein keckes Mädchen, das ſich nicht ſcheut, mit hineinzuſpringen mitten in den wilden Strudel des Kampfes und nicht zurückbebt vor den Stößen und Püffen der böſen und rohen Welt, muß dem Manne, der aus eigenem freiem Willen den Kampf zu ſeinem Leben gemacht hat, beſſer gefallen als ein ſtilles Veilchen, das ſich vor jedem Lüftchen verbirgt, oder ein zartgewobener Schmetterling, von deſſen Flü-

geln die erſte unſanft berührende Hand den Farbenſtaub ſtreift."

Bäbeli ſenkte ihr Geſicht in Mathilden's Schooß und fing an, bitterlich zu weinen. Es wußte nicht warum, aber es konnte nicht anders. — —

In der ſteingepflaſterten Vorhalle, wo die künſtlich getriebene Meſſingampel von der Decke herunterhing, ſtand unterdeſſen der Schloßbauer und harrte des Junker Oberherrn, dem er ſich hatte melden laſſen.

Als des Pachtherrn hohe hagere Geſtalt mit der Fülle ſilberweißer Haare erſchien, zog Schloßhans ſeine Zipfelkappe vom breiten Schädel, trat langſam drei Schritte vor und bot die ſchwielige Rechte zum Gruß, in welche der Herr des Schloſſes herzhaft einſchlug.

„Und was bringt Ihr heute Gutes, Hans?"

Aber Hans hielt viel zu ſtreng auf jener Etiquette, die ihm vom Vater und Großvater überliefert worden war und die der Bauer von ächtem Schrot und Korn mit dem rothhäutigen Delawaren und Mohikaner gemein hat, als daß er mit der Thüre in's Haus gefallen wäre. „Es iſt ein ſteifes Wetter", erwiderte er nach einer angemeſſenen Pauſe ausweichend auf die Frage des Pachtherrn. „Es iſt gar kommlich, die Wäſſer-

graben aufzumachen, bevor der Boden einfriert; ſo gut hat man's nicht alle Jahre." — Der Junker Oberherr wußte ſehr wohl, daß ſein Pächter nicht auf's Schloß gekommen war, um ihm dieſe Thatſache mitzutheilen. Was die Landwirthſchaft betraf, darüber hier Rath zu holen, war ihm noch niemals eingefallen, — das war ſeine Sache und darauf verſtand er ſich beſſer als ſämmtliche Ober- und andere Herren im Kanton, den Fellenberg nicht ausgenommen. Es war alſo etwas Anderes, was ihn herbrachte, — wahrſcheinlich etwas Wichtiges, über ſeinen Horizont Gehendes, worüber er Auskunft und Weiſung holen wollte. Der Lehensherr kannte aber ſeinen Vaſallen von Innen und von Außen viel zu gut, als daß er ihn zu einer Erklärung gedrängt hätte. Der Schloßbauer wäre ſonſt wahrſcheinlich unverrichteter Dinge nach der Schloßſcheuer zurückgekehrt, hätte ſeine Waſſerſtiefel angezogen und den breiten Wetterhut aufgeſetzt und würde gegangen ſein, die Graben in den Wäſſermatten auszuſtechen. Denn die oberſte Regel eines bäuriſchen Diplomaten, die er weder gegen Freund noch Feind, weder beim Kuhhandel noch beim Gevatterbitten außer Acht läßt, heißt: laſſe dich nicht überrumpeln.

Der alte Herr ſtellte ſich demnach Hans gegenüber in eine möglichſt lang auszuhaltende Poſition, kreuzte die Hände hinter dem Rücken und erwiderte: „Ihr habt Recht, Hans, ſo gut bekommt man's nicht alle Jahre! Wir haben es ja ſchon oft erlebt, wir Beide, daß es ſchon vor Martinstag über's ganze Land weg eine weiße Decke ſchneite.“ — Es ging nun eine ordentliche Weile, bis das Kapitel der frühen und ſpäten Winter von Anno 1798 bis Anno 1844 durchgeſprochen worden war. Nach einer längern Pauſe drehte endlich der Schloßbauer etliche Male ſeine Zipfelmütze in den Händen herum und ſprach: „Was ich eigentlich den Junker Oberherrn habe fragen wollen, — wie iſt's mit dieſen Jeſuitern, wovon jetzt ſo viel Geſchrei iſt Land auf, Land ab? Iſt's wahr, was man ſagt, daß ſie uns den Glauben nehmen und katholiſch machen wollen? Verſtehe mich nicht auf unſere Zeitläufe, weiß nur, daß gar erſtaunlich viel gelogen wird. Iſt's aber wahr, daß uns die Jeſuiter die Bibel nehmen und dafür die Meſſ' einſetzen wollen, ſo putz' ich auch noch einmal meine alte Muskete und helf' ſie ausjagen, denn katholiſch möcht' ich nicht mehr werden in meinen alten Tagen. Hab' auch

noch die Hellebarde daheim und halte sie in Ehren, die der Aehnevater gegen die Katholischen in der Villmerger Schlacht handhabte."

Der Schuß war heraus.

Den Schloßherrn überkam bei dieser Eröffnung ein gemischtes Gefühl. Es war das erste Mal, daß Hans mit seinem Pachtherrn über Politik sprach; bisher hatte es sich von selber verstanden, daß er es ohne lange Diskussion in allen Dingen mit den „alten Herren" gehalten hatte. Was Volkssouverainetät sei, dafür war in seinem alten Schädel kein Verständniß; nie hatte er an einer politischen Abstimmung oder Wahlverhandlung Theil genommen. In seinen Augen war der gnädige Junker Landvogt, welcher Anno 1830 dem plebejischen Regierungsstatthalter das Feld hatte räumen müssen, noch immer der rechtmäßige Regent des Landstrichs, in dem Schloß und Dorf Matstetten gelegen waren, und mußte ohne Zweifel einmal wiederkehren. Und jetzt rührte sich plötzlich und unversehens in dem alten Bauer noch gar das Gelüste, ein Freischäärler zu werden! Also war das anarchische Gift sogar bis in die Schloßscheuer von Matstetten gedrungen! Was den Schloßherrn jedoch freute, war das alte Zu-

trauen, welches ſelbſt in dieſen ſchlimmen Zeiten weder gewankt noch gewichen. War ja des Schloßhanſen erſter Gang nach dem Schloß geweſen, um ſich guten Rath zu holen. Und dieſen guten Rath unverblümt zu ertheilen, forderte vom Schloßherrn Ehre und Gewiſſen.

Er legte ſeine weiße magere Hand auf die Schulter des Schloßbauern und ſprach:

„Die Hellebarde Eueres Aehnevaters kenn' ich wohl, Hans, und ſie verdient's, daß Ihr ſie in Ehren haltet. Es war ein ächter und gerechter Krieg, in welchen er ſie trug, wohl erwogen durch die von Gott eingeſetzte Obrigkeit, bevor er beſchloſſen wurde. Aber ſagt mir, Hans, wer iſt's der nun die Kriegsfackel anzünden möchte? Wer iſt's, der Euch ſagt, man wolle Euch den Glauben nehmen?"

Der Bauer ſchwieg.

„Die Lärmer ſind's, die ewigen Unruhſtifter, die unverſöhnlichen Feinde der guten Ordnung. Und um was iſt es ihnen dabei zu thun? Doch gewiß nicht um die Religion, ſonſt ſähe man ſie öfter in der Kirche und ſeltener im Wirthshaus! Ich will es euch ſagen, Hans, was ſie wollen:

eine neue Helvetik *) wollen sie einführen, eine Helvetik, wie ihr sie selber im Stecklikrieg habt verjagen helfen."

„Das wäre!" rief der Schloßbauer betroffen.

„Nichts Anderes," bekräftigte der Patrizier. „Lassen wir doch die Luzerner regieren nach ihrem Geschmack, und wenn es ihnen gefällt die Jesuiten zu haben, so sei's. Wir würden es auch nicht leiden, wenn sich die Entlebucher darein mengen wollten, was unsre Prädikanten predigen. Das ist's aber eben, was die Revoluzer und Freischäärler wollen, nämlich Alles in einen Hafen werfen und dann das Schweizerland regieren nach ihrem Sinn. Aber dazu hilft ein guter Altberner nicht und dafür wird auch der Schloßhans seine Muskete nicht vom Nagel herunter nehmen, nicht wahr?"

Der alte Herr hatte dem Bauer in's Herz hinein geredet. Schloßhans war nicht mehr in Sorge für seinen Glauben, er wußte nun, was er von den Zeitläufen zu halten habe; mehrerer Worte bedurfte es nicht. Noch einmal schüttelten

*) Zum Verständniß nichtschweizerischer Leser diene, daß „Helvetik" die volksthümliche Bezeichnung der im Jahr 1798 von den Franzosen oktroyirten „einen und untheilbaren helvetischen Republik" ist.

ſich die weiße magere und die breite braune, ſchwielige Hand, welche beide ächten Altbernern angehörten.

„Nein, beim Donner,“ grollte es auf dem Heimgang in des Schloßhannſen Innern, „eine neue Helvetik einzuführen, dazu hilft der Schloßbauer nicht!“

## Zweites Kapitel.

## Am Vorabend.

Viele Luzerner tranken zwar unter Siegwart's Regiment ihr Bier mit Ingrimm. Als es aber am 8. Dezember 1844 galt, durch einen kecken Streich dem verhaßten Regiment ein Ende zu machen, griffen die wenigsten Unzufriedenen zu den Waffen. In der Hauptstadt gelang es dem Lieutenant Jenni, mit seinem Peloton Milizen den Aufstand zu unterdrücken, noch bevor ein einziger Pflasterstein zum Barrikadenbau aufgerissen worden war. Als die Verschwornen vom Lande sich der Stadt näherten, war hier die Revolution schon beseitigt. Und als die Zuzüger aus dem Aargau, dem Solothurnerbiet und der Landschaft Basel über die luzernischen Grenzen rückten, so war es auch schon zu spät geworden. Sie kehrten deßhalb, ohne den erhofften Lorbeer errungen zu haben, nach einer kleinen promenade militaire und einem Bivouak auf der Knutwyler Höhe, Hafendeckel genannt, wieder in ihre Heimat zurück.

Dieſes war der ſogenannte „erſte Freiſchaarenzug.“

Durch denſelben wurde der letzte Reſt der mäßigen jeſuitenfeindlichen Elemente in der Luzerner Regierung zum Schweigen gebracht und Siegwart's und ſeiner Freunde Macht befeſtigt, welche nicht ermangelten, den erwünſchten Anlaß zu benutzen, die gefährlichſten ihrer Gegner mittelſt Hochverrathsprozeſſen und Güterſequeſtrationen möglichſt unſchädlich zu machen.

Um den verhängten oder drohenden Strafen zu entgehen, wurden Hunderte flüchtig und erfüllten mit Jammer und Rachegeſchrei die angrenzenden Bezirke der liberalen Nachbarkantone. — Schon jetzt war die Schweiz faktiſch in zwei feindliche Lager geſpalten. Die in Zürich verſammelte Tagſatzung rang, ohnmächtig wie ſie war, umſonſt nach einer zwölften Stimme, um durch einen, wenn auch nur halbwegs energiſchen Beſchluß dem unhaltbaren Zuſtand der Dinge eine andere Wendung geben zu können.

Fritz Waldmann war den ganzen langen Tag in ſeiner Schreibſtube geſeſſen, hatte Audienzen ertheilt und Akten ſtudirt. Es war ihm allmählig ganz heiß im Kopf geworden. Im Gemüth fühlte er ein gewiſſes Mißbehagen, welches damals gleich

einem epidemiſchen Miasma die Luft erfüllte. Es litt ihn nicht mehr drinnen zwiſchen den vier Wänden, mitten unter den grauen, ſtaubigen Prozeßſäcken, er mußte hinaus an die Luft.

Da legte, als er in tiefe Gedanken verſunken die Arkaden hinaufſchritt, Jemand unverſehens die Hand auf ſeinen Arm.

„Eben wollte ich zu Ihnen, um Sie abzuholen.“

Der Mann, welcher Fritz Waldmann mit dieſen Worten anredete, hatte zugleich etwas Imponirendes und Einnehmendes in ſeinem Weſen; ſeine Stirn war hoch und voll, ſein Blick leuchtend, ſein Gang ſtolz und voll Selbſtvertrauen. „Ihr dürft bei der Berathung unſeres Planes nicht fehlen,“ ſetzte er bei. — „Wer gab Euch ein Recht auf mich zu zählen?“ frug Fritz. — „Euer Muth, Eure Ehre,“ erwiederte der Andere. „Oder wollt Ihr zu Haus hinter Euern Akten und Prozeſſen ſitzen bleiben, wenn es gilt, das Vaterland, das hülflos tiefer und tiefer im faulen, bodenloſen Sumpfe verſinkt, durch ein kühnes Wagniß zu retten?“

Waldmann folgte ſchweigend. Es ging durch die düſter erleuchteten Arkaden bis zu einem obſcuren Gaſthauſe, wo in einem wohlverſchloſſenen

Zimmer etliche jüngere Männer ſaßen, auf welchem Landkarten, Briefe, Schriften in bunter Unordnung ausgebreitet lagen.

Fritz blieb hier bis gegen Morgen. Was er da auskalkuliren half, war der Plan eines zweiten, großartigern Freiſchaarenzuges; der Mann, der ihn hieher geführt hatte, der deſignirte Oberkommandant, derzeit praktizirender Advokat im Städtchen Nidau und eidgenöſſiſcher Stabshauptmann.

Wie frei und leicht war es unſerm Helden zu Muthe, als er des andern Tages die nöthigſten Büreaugeſchäfte in Ordnung gebracht hatte und dann über die Schwelle der düſtern Schreibſtube tretend, den Schlüſſel drehte und aus dem Schloſſe zog! Jetzt galt's einmal offenen Kampf, Mann gegen Mann, Aug' in Auge. Und gelang die That, ſo war's der Ausgangspunkt einer neuen Geſchichtsepoche und brachte denen, die ſie unternahmen, Ruhm und Ehre und Macht. Mißlang ſie — dann freilich! Aber wer mochte an ein Mißlingen denken? War ja Alles auf's Beſte und Klügſte kombinirt.

In den berniſchen, ſolothurniſchen und aargauiſchen Städten und Ortſchaften, welche die luzerniſche Grenze umſäumen, ſah es dazumal aus wie in Wallenſteins Lager. In den Häuſern

und vor den Häuſern kampirten Bewaffnete. Da zog ſingend und jubelnd ein Trupp junger übermüthiger Leute mit grünen Tannreiſern auf den Mützen einher, einige mit Jagdflinten bewaffnet, andere mit Schleppſäbeln und den Gürtel mit Piſtolen beſpickt. Dort ſaßen beim Schoppen etliche ältere ehrſame Philiſter, Kaufleute, Fabrikanten und Handwerksmeiſter aus den aufgeklärten aargauiſchen Landſtädtchen, die während der langen Winterabende Jeſuiten und Luzerner Landſtürmer ſchockweiſe vertilgt hatten, hinter dem Wirthstiſch, nun aber fatalerweiſe beim Wort genommen worden waren und ſchandenhalb mitmarſchiren mußten. Dieſe warfen von Zeit zu Zeit bedenkliche Blicke auf ihre Stutzer, die in den Winkeln gelehnt ſtanden, — auf die friedliche Waffe, welche bisher nur im Schießſtand geknallt hatte und der es in der Werkſtatt des Gevatters Büchſenſchmid wohl Niemand geſungen, daß ihr friedlicher Beſteller ſie einſt zum blutigen Waffentanz hinaustragen werde. — Einzelne Mannen in gelblich-grauen Halbleinkitteln, ſchwarzen Wollhüten und Steinſchloßmusketen ſah man da und dort auf einer Bank ihr Watſäcklein auspacken, worin Käs und Brod und ein Stück Gediegenes (Rauchfleiſch) zur eigenen Verpflegung mitgenommen worden

war, wie es ſchon bei den Altvätern bräuchlich, wann ſie in den Krieg zogen; dieſe Mannen waren größtentheils im Oberaargau und Emmenthal daheim und gingen in guten Treuen für ihren evangeliſchen Glauben zu kämpfen. — Andern ſah man es von weitem an, daß ſie zum fünften Stande gehörten, — abgegriffene unheimliche „Geſtalten," Angeworbene, welche um zehn bis zwanzig Batzen Sold für Freiheit und Aufklärung in's Feld zogen, — Condottieri der rarſten Sorte, mit zerriſſenen Schuhen und rothen Naſen; und trugen ebenfalls Säcke, aber nicht mit Proviant gefüllt, ſondern leer, zum Beuteeinſtecken, wenn's an's Plündern gienge. Dieſe ſaßen meiſt bei Schnapps und Kartenſpiel. — Auch viele Fabrikler aus den aargauiſchen Spinnereien waren dabei, blaſſe, ſchwächliche Geſellen, die man beredet hatte, es handle ſich nur um einen Spaziergang bis Luzern; man brauche ſich nur zu zeigen und das ganze Luzernerbiet werde aufſtehen und den willkommenen Befreiern Triumphbogen errichten und Ehrenwein einſchenken; und Siegwart und Comp. würden, wenn ſie vor Schreck nicht den Verſtand verlören, über Hals und Kopf per Dampf nach Uri entfliehen; und bei der ganzen Affaire werde kein anderer Schuß Pulver geſchoſſen werden, als

Sieges- und Freudenschüsse. — Die Luzerner Flüchtlinge konnte man an den ernsten und nachdenklichen Gesichtern erkennen; nach dem angenommenen Feldzugsplan sollten sie im Vordertreffen marschiren. —

Durch einen dieser bunten Sammelplätze ritt an der Seite des Oberkommandanten der Freischaaren unser Freund Fritz Waldmann. Er konnte sich beim Anblick dieser bunten Schaaren eines halb spöttischen, halb wehmüthigen Lächelns nicht erwehren und sagte zum Freischaarengeneral, der ihn zum Adjudanten erkoren hatte, den wallensteinischen Wachtmeister parodirend: „Nun, denen sieht man's an, daß sie aus Süden und aus Norden zusammengeschneit und geblasen worden." — Lächelnd ging Jener in den Scherz ein und erwiederte: „Wer nur hätte den Verstand, den schnellen Witz und die feste Hand, diese gestückelten Heeresmassen zusammenzufügen und zu passen?" — „Wer anders sonst, als der — — — — — —!" fiel Fritz ein; aber der Freischaarengeneral schien des Spaßes genug zu haben, gab seinem Pferde die Sporen und galoppirte durch das Städtchen bis vor den Gasthof, wo das Hauptquartier aufgeschlagen worden war.

Dort saßen die Häupter der luzernischen Emi-

granten und warfen mitten im Gewühl und Lärm den Entwurf einer proviſoriſchen Verfaſſung auf das Papier, welche nach dem ſiegreichen Einzug in Luzern proklamirt werden ſollte. Einige Notabilitäten zankten ſich bei ein paar Flaſchen Wein heftig darüber, ob dem Siegwart und Conſorten der Prozeß gemacht werden ſolle oder ob dieſelben einfach aus der Republik zu verbannen ſeien.

An einem andern Tiſche führte unſer Bekannter, der grauköpfige Barrikaden-Profeſſor, das große Wort, der bis Austrag Handels ſeine Kollegien an der Hochſchule geſchloſſen hatte, und deſſen glänzende Augen bezeugten, daß er hier in ſeinem Elemente ſchwimme. Er pries mit eindringlicher Suada einem Kreiſe andächtiger Zuhörer die Vorzüglichkeit eines Volksheeres, bei welchem ſtatt der Fuchtel die begeiſternde Idee herrſche, ſtatt der ſklaviſchen Subordination und dem blinden Gehorſam das Handeln nach beſſerer Einſicht und Ueberzeugung.

Unverſehens erſcholl von der Gaſſe herauf ein gewaltiges Geraſſel, begleitet von lautem Halloh und ſchließlich begrüßt von unendlichem Jubelruf. Alles drängte ſich zu den Fenſtern. Es war ein Theil der Artillerie des Freiſchaarenheeres, vier aargauiſche Feldgeſchütze ſammt Munitionswagen,

welche aus der Festung Aarburg mit Gewalt entführt worden waren, — bei welchem Festungssturm jedoch kein Blut geflossen war, da diese leider nicht mehr jungfräuliche Veste dem Beispiel des Mädchens im Volkslied folgte, welches singt: Chum, Hanso, vor mi Gadethür, — ich thue es strauigs Riegeli für! — Die Geschütze, im Triumph geführt von den jungen Leuten, die sich durch den Strohriegel nicht hatten abschrecken lassen, wurden von den Fenstern des Hauptquartiers aus mit lautem Bravo und Händeklatschen begrüßt, bei welcher Demonstration sich einige aargauische Regierungsräthe merklich hervorthaten, die jedoch den amtlichen Charakter insofern abgelegt hatten, als sie keineswegs schwarze Fräcke und Grasbogenhüte trugen, sondern grüne, mit Schnüren besetzte sogenannte Schützenröcke und leichte grüne Käppi's mit keck aufwärts gestelltem Schirm, jene Kopfbedeckung, welche später den spezifischen Namen „Freischaarenkappe" erhielt. —

Fritz Waldmann, als Adjudant des Oberkommandanten, hatte alle Hände voll zu thun. Die einrückenden Freischaaren mußten in Kompagnien eingetheilt, denselben ihre Offiziere vorgestellt und den Offizieren die nöthigen Instruktionen über den Einfall in Feindesland, der schon in

der kommenden Nacht ſtattfinden ſollte, mitgetheilt werden.

Eben hatte er eine Kompagnie Scharfſchützen aus Baſellandſchaft unter die Waffen treten laſſen und ihr des Oberkommandanten Tagesbefehl mitgetheilt, in welchem nebſt Anderm auch Großmuth gegen den überwundenen Feind empfohlen war, als ein junges Bürſchchen aus den Reihen trat, dem ein eleganter dunkelgrüner Waffenrock die Taille umſpannte und eine Freiſchaarenmütze keck auf dem geſcheitelten Haar ſaß. „Grüß Gott, Kriegskamerad," redete das Bürſchchen unſern Waldmann an und ſchlug ihm mit kecker Vertraulichkeit auf die Schulter. Fritz wußte kaum, ob er ſeinen Augen trauen ſollte. Der junge Freiſchäärler mit dem Hirſchfänger an der Seite und dem leichten Feldſtutzer auf der Schulter, — es war Fräulein Franziska, die „Perſon", welche — wie wir vor Kurzem geſehen — des Schloßbauern Bäbeli in nicht geringe Gemüthsbewegung verſetzt hatte.

„Es wird doch Ihr Ernſt nicht ſein, Fräulein, unſern Zug mitzumachen?" flüſterte er ihr zu. Das Mädchen ſah ihn halb ſchelmiſch, halb trotzig an, indem es erwiederte: „Für's Erſte verbitte ich mir das „Fräulein"; ich bin Fourier in der

erſten freiwilligen Schützenkompagnie von Baſelland. Für's Zweite möchte ich von dir hören, Kamerad, warum ich nicht ſo gut wie Du das Recht haben ſoll, für die Sache der Freiheit die Waffen zu führen?" — Der ſchmucke Schütze, der nicht von fern ahnte, welchen disciplinariſchen Bock er geſchoſſen, als er aus eigener Machtvollkommenheit aus Reihe und Glied getreten war, hing ſich, ohne ſich ferner um ſeine Kompagnie zu bekümmern, vertraulich an Fritzens Arm und fuhr dann im Gehen fort: „Alſo möchteſt auch Du mich in die Spinnſtube ſperren zum Strümpfe ſtoppen und Wäſche glätten? Wird jedoch nicht aufgeführt!" — „Aber bedenken Sie doch Ihr Geſchlecht, Franziska! Schauen Sie doch einmal dieſe Burſche an, mit denen Sie Zeltkamerad werden wollen!" — „Vor denen fürcht' ich mich nicht," lachte das Mädchen. „Sie werden mir geſtehen müſſen, daß die Herren in Glacéhandſchuhen gewöhnlich viel ungezogener ſind, als dieſe Braven in Blouſe. Das iſt gerade mein höchſter Hochgenuß, mit dieſen Männern des Volks mit den ſchwieligen Händen auf Du und Du zu ſein, mein Brod mit ihnen zu theilen und aus ihren Feldflaſchen zu trinken. Das heiße ich mir ächt republikaniſch und demokratiſch!" — „Aber

wenn Sie dem luzerniſchen Landſturm in die Hände fallen?" — „Papperlapap! Bange machen gilt nicht, Kamerad! Wir gehen ja nicht uns fangen zu laſſen, ſondern zum Sieg. Glaubſt Du wohl, ich hätte meinen Karabiner und meinen Hirſchfänger nur ſo zur Zierde umgehängt? Du wirſt ſehen, daß ich ſie zu gebrauchen weiß, ſo gut als Einer. Und nun laß einmal, ſo lange wir im Felde ſtehen, das verſchrobene „Sie." Im republikaniſchen Volksheer iſt ſelbſtverſtändlich Alles Du auf Du." —

Fritz mußte ſich geſtehen, daß die kecke Laune des emanzipirten Mädchens ihn ſelber mit friſcher Zuverſicht erfülle, und fühlte eine ſehr angenehme elektriſche Wärme in dem Arm, auf welchem der Arm des Fouriers der freiwilligen Landſchäftler Schützenkompagnie ruhte. Er nahm ſich ſtillſchweigend vor, während der möglichen Wechſelfälle der kommenden Tage fortwährend ein wachſames und ſchützendes Auge auf den ungewöhnlichen Freiſchäärler zu richten. —

Da kam auf einem wohlgenährten Braunen ein weingrüner Reiter daher galoppirt und parirte beim Anblicke Waldmann's ſein Roß. „Da bin ich auch, Fritz, rief er. „Wenn mich dann etwa ein Landſtürmer mit ſeiner Heugabel ſpießen ſollte,

ſo grüße mir das Bäbeli. Die Hexe! Wenn ſie mich ſchon nicht mag, ich muß ſie doch lieb haben. Hörſt du, ich laſſ' ſie grüßen, wenn ich etwa nicht mehr heimkehren ſollte." Und ſprengte dann, daß Kies und Funken ſtoben, bis zum nächſten Wirthshaus.

Im weingrünen Reiter erkannte Waldmann ſeinen alten Schulkameraden, den Dragonerruedi.

An dieſem Abend wurde der Feldzugsplan des Oberkommandanten von einem engern Kriegsrathe, welchem auch Franziska's Oheim, der Barrikadenprofeſſor, beiwohnte, noch einmal gründlich durchberathen, in allen Punkten vortrefflich befunden und definitiv gutgeheißen. Es konnte gar nicht fehlen, ſo wohl ausgedacht und kombinirt war die Sache. Morgen marſchirte man bis vor die Stadt, übermorgen kapitulirte dieſelbe und ſchon überübermorgen ſaß ein Anderer an des verhaßten Schwarzwälders Platz und bemühte ſich, mit Hilfe ſeiner Freunde den luzerniſchen Staatswagen wieder in das Geleiſe liberalen Fortſchrittes zu heben.

Um acht Uhr ließ der Oberkommandant den Zapfenſtreich ſchlagen. Es legte ſich aber Niemand zur Ruhe, mit Ausnahme jener wenigen halbleinenen Freiſchäärler, welche aus proteſtantiſchem Glaubenseifer ausgerückt waren und ihren

Proviant von Hause in roth und blau gestreiften Watsäcklein mitgenommen hatten. Alle Andern blieben hinter dem Tische sitzen, sangen: „Heil dir Helvetia, hast noch der Söhne ja, wie sie St. Jakob sah, freudvoll zum Streit" — und ließen sich den Ehrenwein, sogenannten Rathhäusler, welchen ein löblicher Gemeinderath den bewaffneten Gästen zum Besten gab, trefflich schmecken.

So ging's bis nach Mitternacht. Jetzt formirten sich die Kolonnen.

Als der Fourier der freiwilligen Schützenkompagnie in's Glied stand und der Adjudant des Oberkommandanten sich in den Sattel schwang, rief ihnen der Barrikadenprofessor vom Fenster herunter nach: „D'rauf los, Kinderchen, d'rauf los! Ich bin beim Positionsgeschütz, — ich schreib' indessen Zeitungsartikel." —

## Drittes Kapitel.

## Bei Malters.

Ohne ernſthaften Widerſtand zu finden, waren die Freiſchaaren vor Luzern angelangt und zum Theil — beim ſogenannten Lädemli — in die langgeſtreckte Vorſtadt eingerückt. Ein halbes Dutzend Geſchütze und eine Raketenbatterie ſtanden bei den erſten Häuſern der Vorſtadt aufgefahren und abgeprotzt und harrten nur auf das Kommandowort, um die vom Schleier der Nacht, die eben angebrochen war, nur ſchlecht verhüllte und beſchützte Stadt mit ihrem Eiſen- und Feuerregen zu überſchütten.

Bei den Geſchützen ſtand mit gekreuzten Armen der Oberkommandant und ſtarrte in die Nacht hinaus. Adjudant Waldmann trat an ihn heran. „Die Anhöhen, die unſre Stellung beherrſchen, der Gütſch, der Sonnenberg ſind noch unbeſetzt. Raſch hundert Schützen hinauf, dann liegt die Stadt in unſren Händen und der Genieſtreich iſt, Dank Ihrem wohlausgedachten Plan und dem

Ungeschick des Feindes, gelungen." Der Oberkommandant schwieg eine Weile und sagte dann mit fast tonloser Stimme: „Geben Sie Befehl, daß unsre Schützen die Höhen besetzen." — „Ich habe, da keine Zeit zu verlieren, mir bereits erlaubt, die Ordre in Ihrem Namen zu ertheilen. Aber Freund," frug Fritz nach einer Weile, während welcher der Freischaarenführer auf's Neue stumm in die Nacht hinaus starrte und den unbestimmten Lauten zu lauschen schien, welche aus der Stadt herübertönten, „wo fehlt es? Warum keine Freude über den errungenen Sieg?" — „Ist er schon unser?" war die Gegenfrage. Nach einer Pause setzte er bei: „Freilich gäbe es ein Mittel, ihn rasch an mich zu reißen, ein einziges Wort, das Kommando, welches diesen ehernen Predigern die Zunge lösen würde. Ein paar Brandraketen, ein Dutzend Granaten da hinüber in die wehrlose Stadt geschleudert, ein paar Feuersäulen, die sich aus jenen dunklen Gassen erheben würden; dann schnell den Schreck, die Unordnung benützt, das Rathhaus besetzt, die Regierung gefangen, bevor sie Zeit findet, über den See zu entfliehen, und Alles ist zu Ende!" — „Und warum zaudert unser Führer vor der raschen That?" — Der Oberkommandant faßte Waldmann's Arm und

drückte ihn krampfhaft: „Die Hand auf's Herz, Freund, ſind wir die Befreier unterdrückter Brüder, für welche wir uns ausgeben, oder gibt nicht vielmehr der Schein unſren Feinden Recht, die uns eine Schaar abenteuernder Freibeuter nennen? Haben ſich nicht die Einwohner der Dörfer, durch welche wir marſchirten, vor uns geflüchtet oder, im beſten Fall, uns kalt und theilnahmlos ziehen laſſen? Wo ſind die Schaaren geblieben, welche nach der Verſicherung der Emigranten uns von allen Seiten zuſtrömen ſollten? Wo ſind die Bürger, welche, wie man uns vorgeſpiegelt, bei unſrem Erſcheinen die Thore öffnen, uns jubelnd willkommen heißen würden? Das Volk iſt nicht auf unſrer Seite, man hat uns getäuſcht," ſchloß er mit klangloſer Stimme.

Da trat aus einem der nahen Häuſer der Vorſtadt ein Mann, der über ſeinem Bürgerrock einen Schleppſäbel geſchnallt hatte. Es war eines der Häupter der luzerniſchen Emigration. „Warum iſt das Feuer auf die Stadt noch nicht eröffnet worden? Denkt an Euere Schuldigkeit Herr Oberkommandant." — „Die Zunge verdorre mir im Munde, wenn ſie je das Kommandowort zum Zerſtörungswerk ausſpricht!" erwiderte der Freiſchaarenführer heftig. „Ich erwarte, daß die frei-

ſinnige Bürgerſchaft der Stadt ihre Pflicht thue und ihre Freunde, die vor dem Thore warten, willkommen heiße.“ Hierauf befahl er, die Geſchütze wieder aufzuprotzen und einige hundert Schritte weiter zurückzuführen.

Unterdeſſen herrſchte in der Stadt die bangſte Erwartung. Die liberale Bürgerſchaft wußte nicht recht, ob ſie ſich mehr vor ihren Bedrückern innerhalb, oder vor ihren Befreiern außerhalb der Thore fürchten ſolle. Auf dem Rathhaus waltete Unentſchiedenheit. Schon während dem Laufe des Nachmittags, nachdem die Freiſchaaren den Uebergang über die Emme bei Littau forcirt hatten, war Oberſt Elgger in die Stadt geſprengt gekommen und hatte auf der Kriensbachbrücke das berühmte Wort geſprochen: «tout est perdu». Einiger der Regenten hatte ſich der Schlotter bemächtigt. Man ſprach bereits von Unterhandeln, von Kapitulation, von Flucht. Da kam etwas durch das dämmernde Dunkel über den See hergerauſcht. Es waren etliche hundert Schützen von Uri, welche der Dampfer von Flüelen herbrachte. Dieſe Hülfe in der Noth erfüllte Siegwart und ſeine Freunde mit neuer Zuverſicht. Erſt jetzt, nachdem der Feind ſchon ſeit zwei Stunden vor den Thoren lag, begann man an ernſtliche Gegenwehr zu denken.

Nebst den Urnern kam dem bedrängten Luzern noch eine andere Hülfe, den Angreifern erwuchs noch ein anderer Feind, der unwiderstehlichste aller Reaktionäre: die Natur.

Während der letzten vierundzwanzig Stunden hatten die Freischäärler zwar ziemlich viel getrunken, jedoch um so weniger gegessen und gar nicht geschlafen. Hunger und Müdigkeit machten endlich ihre Rechte geltend. Auf die geistige Aufregung folgte bei Vielen Abspannung und Niedergeschlagenheit. Auch ohnedieß ist die Nacht keines Menschen Freund.

Franziska, welche mit ihrer freiwilligen Landschäftler-Kompagnie den ganzen Tag munter vorwärts marschirt war, befand sich auf dem äußersten Vorposten. Auch sie schuldete der Natur ihren Zoll. Sie war auf einer Bank vor der provisorischen Wachtstube todmüde eingeschlafen.

Unversehens knallt in der Nähe ein Schuß.

Die ganze Wache stürzt unter das Gewehr und brennt auf's Gerathewohl eine Salve in die dunkle Nacht hinaus. Das Mädchen schläft auf der Bank ruhig fort.

Um so größer der Allarm unter den Freischaaren, die ordnungslos in und vor den Häusern der Vorstadt ihre schreiendsten Bedürfnisse, Hunger

und Schlaf, zu befriedigen trachten. „Wir ſind überfallen!“ ruft man hier. „Wir ſind verrathen!“ ſchreit man dort. Nun Fluchen, Schreien, Schießen, Trommeln. Jeder fühlt ſich als ſelbſtdenkender Krieger. Jeder befiehlt, keiner gehorcht. — Plötzlicher paniſcher Schreck. Allgemeine, unaufhaltſame Flucht.

Der Oberkommandant und ſein Adjudant ſind beide zu Pferd geſtiegen.

„Um's Himmels Willen, Waldmann, helfen Sie mir die Leute zur Beſinnung bringen, helfen Sie mir Ordnung ſchaffen.“ Umſonſt. Ungehört verhallt der Ruf der Führer in dem allgemeinen Wirrwarr. „Vielleicht gelingt es mir draußen im Freien die Schaaren zu ſammeln. Verſuchen Sie's, ob ſie unſern Rückzug decken können.“

Fritz ritt, dieſen Auftrag auszuführen, langſam gegen den Strom. Nur mit Mühe gelang es ihm, einige Wenige zum Stehen zu bringen, um aus ihnen eine ordentliche Nachhut zu bilden. Aus der Stadt ließ ſich noch nichts Verdächtiges hören. Fritz ritt, um zu rekognoszíren, bis zum äußerſten Vorpoſten. Hier fand er Franziska noch immer ſchlafend auf der Bank.

„Erwachen Sie, Fräulein, — retten Sie ſich!“

Kaum vermochte er das todmüde Mädchen aus

dem tiefen Schlummer zu wecken, welcher alle ſeine Sinne gefangen hielt. „Laſſen Sie mich ruhen, — ich kann nicht mehr,“ lallte es. Fritz behalf ſich, indem er den freiwilligen Schützenfourier gleich einem Mantelſack zu ſich auf's Pferd hob. Unterdeſſen hatte ſich die von ihm formirte Nachhut auch ſchon wieder aufgelöst und war den Andern in ſinnloſer Flucht nachgerannt. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als ſeine Bürde ſo feſt als möglich in den Arm zu nehmen und ſeinem Pferde die Sporen in die Weichen zu drücken.

Auf dem Plateau von Littau war es dem Oberkommandanten wirklich gelungen, einen Theil ſeiner Schaaren zum Stehen zu bringen und dieſe paar hundert Mann nebſt ſeiner Artillerie zu einem geordneten Rückzug zu organiſiren. Die Mehrzahl hatte die Waffen von ſich geworfen und ihr Heil in der Einzelflucht geſucht.

Während der Oberkommandant ſeine in Hellbühl aufgeſtellte Reſerve aufſuchte, aber nicht fand, da dieſelbe auch ſchon den Heimweg angetreten hatte, ſchloß ſich Fritz Waldmann der Kolonne an, welche ſich nun der Emme entlang gegen Malters zurückzog. Je weiter es ging, je mehr artete der Rückzug wieder in eine Flucht aus.

Die Vorwache überholend, ging zuerſt ein Geſchütz mit ſammt Bedienung durch, raſſelte mit lautem Hurrah durch das von Regierungstruppen beſetzte Dorf Malters und verrieth denſelben den Rückzug der vermeintlichen Sieger.

Fräulein Franziska hatte ſich in ſo weit ermuntert, daß Fritz es wagen durfte, ſie hinter ſich auf's Roß zu ſetzen. Um ſich feſtzuhalten, mußte das Mädchen den Reiter mit beiden Armen umſchlingen. Er fühlte durch den Waffenrock die warmen Pulſe des ſchönen kecken Kindes ſchlagen, welches ſich mit gebrochenem Stolz an ihn ſchmiegte.

Trotz alledem war es ein unheimlicher Ritt durch die finſtere Nacht. Tief unten zur Rechten brauste das wilde Waſſer der Emme. Zur Linken erhoben ſich gäh und ſchwarz die waldbewachſenen Abhänge des Berges. Auf der engen Straße drängte ein unordentliches Gewimmel unaufhaltſam vorwärts, Fußgänger, Reiter, Geſchütze, mit jedem Schritt ſich unentwirrbarer durcheinander knäuelnd. Kein Kommandoruf wurde beachtet; aber auch kein Lied, kein Scherz erhob ſich aus den ſinnlos dahineilenden Schaaren. Nur Flüche hörte man und von Zeit zu Zeit einen wüſten Zank, wenn den Fußgängern ein Geſchütz oder den Geſchützen ein Trupp Fußgänger im Wege

waren. Gleich dem wilden Heer des Dürſt zogen unheimlich raſſelnd die Freiſchaaren durch das enge Thal der Emme.

Zwiſchen ſtattlichen Obſtbäumen ſtehen die holzbraunen Häuſer von Malters mit ihren ſpitzen Giebeln, ihren vielen Fenſtern und ſilbergrauen Schindeldächern, ein ganz freundlicher Anblick, wenn die Nachmittagsſonne über dem waldigen Berge ſteht und die Bäume, die Giebel, die Dächer mit den gelben und rothen Tinten ihrer unerſchöpflichen Farbenſchachtel bemalt und ſich ſelbſtgefällig ſpiegelt in den langen Fenſterreihen. Aber in jener Nacht hatten ſich unheimliche Schatten über das Dorf gelagert; in dieſen Schatten lauerten ſchadenfrohe grinſende Dämonen, lüſtern nach dem reichen Seelenfang, der ihrer harrte. Auch auf den Gaſſen und in den Häuſern war es finſter und brütete über ihnen eine unheimliche Stille. Nur daß von Zeit zu Zeit hinter einem Hauſe das Geklirr eines eiſernen Ladſtockes ſich hörbar machte oder aus einem der dunklen Fenſter ein halbunterdrückter Fluch auf die dunkle Straße hinunter geſchleudert wurde.

So war's im Dorf, als der Strom der Flüchtlinge, denen ſchon ein paniſcher Schreck im Nacken ſaß, an den dunklen Häuſern vorbei ſich ſeinen

Weg ſuchte. Ungeſtüm und unordentlich gleich der angeſchwollenen Emme floß dieſer Strom, Reiter und Fußgänger, Wagen und Kanonen durcheinander wälzend und willenlos mit ſich forttreibend.

Plötzlich ſtockte der Fluß, ſtauten ſich die Gewäſſer. Ein beladener Heuwagen ſtand quer über der Straße. Einige beſpannte Geſchütze, welche den Kopf der flüchtigen Kolonne bildeten, konnten, durch dieſe zufällige Barrikade aufgehalten, nicht mehr vorwärts, während der Schweif, mit der Urſache des Stillſtandes unbekannt, ungeduldig und unaufhaltſam nachdrängte.

Jetzt erſt erreichte die Verwirrung ihren Gipfelpunkt. Keiner konnte vorwärts, keiner rückwärts. Auf beiden Seiten verſperrten Häuſer und Zäune den Ausweg.

Da trat aus dem Wirthshaus zum Klöſterli, vor welchem die Fluthen der fliehenden Freiſchaaren ſich zumeiſt geſtaut hatten, ein Mann mit einer Laterne. Er blieb auf der Außentreppe ſtehen und ſtreckte leuchtend ſeine Hand weit hinaus. Die Laterne beſchien unverſehens mit vollem Lichte den heilloſen Wirrwarr. Jetzt knallte es plötzlich aus all den dunklen Fenſtern, hinter den Gartenzäunen und Häuſern hervor auf die dichte unent-

wirrbare, durch das plötzlich erſchienene Licht geblendete Maſſe. Es war das Feuer zweier Kompagnien luzerniſcher Regierungs-Truppen und einer Schaar Landſtürmer, die hier im Hinterhalt lagen.

Fritz und ſeine Gefährtin ritten hinter der Hauptkolonne. Der Adjutant des Oberkommandanten war fortwährend aber umſonſt bemüht geweſen, einige Ordnung unter die Fliehenden zu bringen. Als in Malters die erſten Schüſſe fielen, drückte er ſeinem abgejagten Pferde die Sporen in die Weichen, um nachzuſehen, was los ſei. Ein Blick zeigte ihm die Falle, in welche die Flüchtigen gerathen waren. „Zurück!", kommandirte er, ſo laut es ſeine Lungen vermochten; aber nur wenige gehorchten. Die Meiſten ſchrieen, fluchten, ſchoſſen, ohne ihre im Dunkeln ſtehenden Feinde zu ſehen, in's Blaue: die von den Kugeln der Luzerner Getroffenen heulten und ſtöhnten.

Wunderbarer Weiſe hatten die Gefahr und der Kampf der Freiſchäärlerin, die ſich kaum mehr auf dem Pferde hatte halten können, wie durch Zauber ihre volle Kraft wiedergegeben. „Wollen wir uns hier gleich einer Heerde von Hämmeln abſchlachten laſſen?" rief ſie und ſprang vom

Gaule. Fritz deßgleichen. Ihnen beiden und einigen andern Freischäärlern, welche nicht, gleich den meisten andern, den Kopf verloren hatten, gelang es, eines der Geschütze aus dem Gedränge zu bringen und abzuprotzen. Die Kanone wurde geladen. Franziska hielt den Luntenstock. „Feuer!“ — und ein Kartätschenhagel bestrich die Häuser, aus denen auf die Freischaaren geschossen wurde. Half aber nichts. Fort und fort feuerten die Luzerner auf den wirren, unlösbaren Knäuel, welchem der verhängnißvolle Heuwagen den Durchpaß verstopfte. Als wäre er gefeit, stand der Knecht des Klösterliwirths mit seiner Laterne auf der Stiege und leuchtete — von den pfeifenden Kugeln verschont — der Schlächterei. Dazu scholl vom spitzen Kirchenthurm herunter schauerliches Sturmgeläute.

Einmal sah Fritz mitten im Gewirre des Dragonerruedi's stattliche Gestalt auftauchen. Er saß hoch zu Roß und feuerte seine Reiterpistolen gegen den Feind. Aber nicht lange, so geschah wieder ein Blitz, ein Knall aus dem tückischen Dunkel heraus. Fritz sah, wie sein alter Schulkamerad die Pistole fallen ließ, nach der Stirne griff, wankte und endlich kopfüber vom Gaul stürzte. „Vor dem hat Bäbeli nun Ruhe,“ —

war der erste Gedanke, der sich Fritz unwillkürlich aufdrängte. Es war jedoch keineswegs ein angemessener Augenblick, lange Betrachtungen anzustellen.

Fort und fort heulten die Sturmglocken durch die Nacht, denen der von allen Seiten herbeigerufene Landsturm von weitem schon schauerliche Antwort gab. Hauptmann Seiler von Interlaken, der Führer der Freischaaren aus dem Oberland rief: „Wir wollen kapituliren!“ — Seine Worte blieben ungehört. Eine Kugel streckte ihn im nächsten Augenblick nieder. „Sprengt den Heuwagen in die Luft, daß die Passage frei wird“, schrie ein Anderer. Der Rath war gut, aber Niemand in Verfassung, ihn auszuführen.

Aller Widerstand hörte auf. Wer nicht erschossen worden oder sich in der Dunkelheit auf Seitenwegen flüchten konnte, wurde von den Regierungstruppen oder Landstürmern gefangen genommen. — —

Fritz ließ trostlos die Arme sinken. „Hier ist weder zu rathen noch zu helfen mehr“, — rief er verzweifelnd aus. Eine Kugel vor den Kopf, wie sie der Dragonerruedi erhalten, wäre ihm das liebste gewesen. Da zog ihn Franziska am

Arm. „Ich will mich nicht fangen laſſen; — komm, wir wollen fliehen!“ — Mechaniſch folgte er der Freundin, zuerſt rückwärts zum Dorf hinaus, dann querfeldein, dann in den bergenden Schatten des dichten dunkeln Waldes.

## Viertes Kapitel.

## Der Hüter auf der Bramegg.

„Und jetzt?", frug die Freischäärlerin ihren Begleiter, als beide, ohne Weg und Steg zu kennen, im finstern Walde standen.

„Kannst du noch gehen?" erkundigte sich Fritz.

„Nein!" war der nicht ganz tröstliche Bescheid.

„So ruhen wir hier aus, bis du wieder bei Kräften bist."

Es war dies nicht nur das Räthlichste, sondern auch das Alleinmögliche, da Franziska sich im buchstäblichsten Sinne des Wortes nicht mehr auf den Füßen halten konnte, sondern, gänzlich erschöpft von den ungewohnten Strapatzen, abgespannt nach der unnatürlichen Aufregung, auf das Moos des Waldes zusammensank. Aber auch Fritz fühlte sich der Ruhe bedürftig. Lieber hätte er sich dem ersten besten Landstürmer ergeben, als noch hundert Schritte weiter zu gehen. Er setzte sich, lehnte den Rücken an einen Baumstamm, unterbreitete seinen Arm der Gefährtin

als Kopfkiſſen und deckte ſie und ſich ſelbſt, ſo gut es gehen mochte, mit ſeinem Reitermantel zu.

Im nächſten Augenblick ſchon war das Mädchen einem bleiernen Schlafe verfallen, trotz dem Sturmgeläute, das noch immer vom Dorfe herklang, dem wilden Geſchrei der Landſtürmer, welche Flüchtige verfolgten, und einzelner Schüſſe, die in keineswegs beruhigender Nähe fielen.

Der Humor der Situation zwang Waldmann der verzweifelten Lage zum Trotz zu einem unwillkürlichen Lächeln, wobei er ſich jedoch des Stoßſeufzers nicht erwehren konnte: „Wenn nur die Landſtürmer nicht wären!“ — — Die Nähe des Mädchens übte auf den jungen Mann ſelbſt hier ſeinen natürlichen Zauber aus. Er fühlte eine mehr als freundſchaftliche Theilnahme für ſeine Unglücksgenoſſin, welche recht eigentlich ein böſer Stern, ein tückiſches Schickſal ihm in die Arme geführt. Der ungewöhnliche Muth, womit ſich das hübſche Kind als furchtloſe Schwimmerin mitten in den ſchäumendſten Strudel des Lebens geworfen, übte noch einen beſondern Reiz auf ihn aus. Unwillkürlich umſchlang ſein Arm die Schlafende enger, als es eigentlich nöthig geweſen wäre.

Da tauchte im Hintergrund ſeines Gemüths

eine andere Geſtalt auf, zugleich ernſt und mild, ſtolz und freundlich. Es war das Bild ſeiner Jugendgeſpielin, Mathilden's, des Schloßfräuleins von Matſtetten. Waren die Knaben zur Zeit übermüthig und muthwillig geworden, — es hatte eines einzigen Blickes aus dem klaren ruhigen Auge des Mädchens bedurft, ſie zu zahmen Lämmern zu machen. Mathilden in Männerkleidung ſich zu denken, — eben ſo gut hätte er ſich ſelbſt einen Strickſtrumpf in der Hand in eine Weiberkleidung hineinphantaſiren können. Auf der Waage in Fritzen's Gemüth ſchnellte für einen Augenblick die Freiſchäärlerin als leichte Waare hoch empor. Da hieng ſich der Stolz an Franziska's Schale und zog ſie wieder herunter. „Was ſoll mir das Schloßfräulein, das nie thut, was ſich nicht ſchickt und ziemt? Was ſoll die Ariſtokratin mir, dem Bauernſohn, dem Sohn des Volkes?" — Aber plötzlich ſchaute ſchelmiſch und freundlich ein drittes Geſicht hinter dem ruhig-ſtolzen Kopfe Mathilden's hervor. Wie heller Sonnenſchein blickte es in Fritzen's Seele. „Ja, dir geb' ich den Preis", rief eine Stimme in ſeinem Herzen, — „dir Bäbeli, du Kind des Volkes gleich mir, du ſittſames Röschen, du fröhliche Lerche! — Nur ſchade, daß du meine Schweſter biſt!" — —

So träumte Fritz, die Luzerner Landstürmer vergessend. Die schweren Augenlieder fielen endlich auch ihm zu, und der Arm, mit welchem er die Freischäärlerin umfangen hielt, sank schlaff auf's feuchte Waldmoos hinab. — —

Es war für Fritz ein eigen Erwachen, als der Morgenwind frostig durch die Wipfel zog. Er konnte nicht umhin, seine Gefährtin, die, das blasse Gesicht an seine Schulter gelehnt, noch immer in tiefem Schlummer lag, mit einem Kuß auf die Stirne zu wecken.

Der Mensch ist nie so wahr als beim Erwachen aus tiefem Schlafe. Beim plötzlichen Anblick der finstern Tannen, des Mannes, der sie im Arme hielt, hatte Franziska ihren Heldencharakter rein vergessen, — die Emanzipirte schrie hell auf vor mädchenhafter Angst. „Nur ruhig, Zeltkamerad", beschwichtigte Fritz lachend, „sonst befinden wir uns schon vor dem Frühstück in den Händen des Landsturms und wir werden nüchtern in das bessere Jenseits spedirt." — Bevor er ausgeredet hatte, war das Mädchen schon wieder in seiner Rolle: „Das möcht' ich mir verbitten! Ich habe Hunger wie ein Wolf. Schaffe mir um's Himmels Willen etwas unter die Zähne!" — „Ich will redlich mit dir theilen", erwiderte Fritz,

ſeine Feldflaſche anbietend, in welcher ſich noch ein kleiner Reſt Kirſchengeiſt befand, wovon der freiwillige Schützenfourier einige Tropfen in den Mund nahm, um den trockenen Gaumen anzufeuchten. „Jetzt kann ich wieder marſchiren", verſicherte die Freiſchäärlerin und ſprang aus dem Moos auf.

Aber wohin?

Schon hörte man wieder bald näher bald ferner Schüſſe knallen und von da und dorther verdächtiges Geſchrei. Es ſchien ein förmliches Treibjagen auf die verſprengten und flüchtigen Freiſchaaren im Gang zu ſein. Nach reiflichem Ueberlegen fanden es die beiden Unglücksgefährten am Gerathenſten, es zu verſuchen, ob es ihnen vielleicht gelinge, über die Bramegg nach dem Napf zu gelangen. In dieſer Richtung lag ihnen die Berner Grenze am nächſten. Die Gegend, durch welche ſie paſſiren mußten, war bergig, waldig und einſam. War das Glück gewogen und reichten die Kräfte des erſchöpften Mädchens aus, ſo war noch einige Hoffnung des Entwiſchens vorhanden, was um ſo wünſchbarer, als die Landſtürmer ausdrückliche Vollmacht hatten, jeden ergriffenen Freiſchäärler ohne weitläufigen Prozeß auf beliebige Weiſe vom Leben zum Tode zu bringen.

Zum Glück wölbte ſich ein wolkenloſer Himmel über Wälder und Berge und, als die Sonne allmälig höher ſtieg, hauchte — dem erſten April zum Trotz — eine laue Mailuft die vom kühlen Nachtlager her faſt erſtarrten Flüchtlinge an. —

Wir treffen nach etlichen Stunden beſchwerlichen Marſches die beiden Freiſchäärler auf den Höhen der Bramegg. Sich nach dem Stand der Sonne richtend, gebahnten Pfaden ausweichend, im Dickicht des Waldes ſich verbergend, der hier die meiſten Höhen und Bergabhänge bekleidet, waren ſie glücklich bis auf die Höhe dieſes Bergpaſſes gelangt.

Zu ihren Füßen lag nun das grüne Entlebuch. Sie konnten über Schüpfheim hinaus bis nach Eſcholzmatt hinaufſehen; hinter ihnen lag ein großer Theil des Luzernerbietes gleich einer Landkarte ausgebreitet und über daſſelbe ſtreckte der graue Pilatus ſeine ſchroffen Zinken und Hörner, zwiſchen welchen da und dort die ſilberne Pickelhaube eines der Schneerieſen aus dem Urnerland ſichtbar ward.

Aber mit der ſchönen Ausſicht war den Flüchtigen nicht geholfen.

Die paar Tropfen Kirſchgeiſt in Fritz Waldmann's Feldflaſche hatten bis jetzt Franziska's

Lebensgeiſter noch aufrecht erhalten. Leider beſaß die Flaſche nicht die Wunderkraft des Oelkrüg-leins der Wittwe, — ſie war leer geworden, es konnte kein einziger Tropfen mehr aus derſelben herausgepreßt werden. Und welcher weite Weg war noch zu machen, welche Gefahren zu be-ſtehen! Zuerſt ſollten ſie nun in's Thal hinunter ſteigen, welches zweifelsohne von Landſtürmer-banden wimmelte; dann mußten ſie unbemerkt über die Emme zu ſetzen ſuchen; von dort führte ein langer beſchwerlicher Weg in nicht weniger als vier Stunden auf den Gipfel des Napf, wo Fritz einſt als Student ein fröhliches Turnfeſt hatte feiern helfen; von da waren es noch volle drei Stunden bis nach Trub, dem erſten berni-ſchen Dorfe.

„Franziska's Muth war gebrochen; ſie konnte ſich des Weinens nicht mehr erwehren. „Geh'", — ſagte ſie — „ſuche dich zu retten. Allein wird es dir leichter gelingen. Laß mich hier liegen, ich kann nicht weiter."

Die Richtigkeit dieſes letztern Bekenntniſſes ſtand feſt. Auch Fritz war nahe daran, vor Er-ſchöpfung umzuſinken. Geſtern Mittag, bei einem flüchtigen Halt in Ettiswyl, hatte er den letzten Biſſen über den Mund gebracht. Seine Feld-

flaſche hatte er heute nur pro forma an die Lippen geſetzt und ſorgfältig jeden Tropfen für die Gefährtin aufgeſpart. Er breitete unter einer alten Schirmtanne, welche nach allen Seiten ihre mächtigen „Söhne“ als Vorpoſten aufgeſtellt hatte, ihr ſeinen Mantel als Lager zurecht und ſetzte ſich dann ſchweigend auf einen Stein. Beide waren auf dem Punkte, in jene ſtumpfe Gleichgültigkeit zu verſinken, in welcher man Alles über ſich ergehen läßt, ohne Widerſtand zu leiſten. Da ſprang Fritz, ſeine letzten Kräfte zuſammenraffend, plötzlich auf und rief: „Nein! Auf ſo miſerable Weiſe, wie Haſen zu Tode gehetzt, wollen wir nicht zu Grunde gehen. Ein feiger Tropf, wer ſich ſelbſt aufgibt, bevor er das Letzte verſuchte!“ —

Keine dreihundert Schritte entfernt ſtand das Wirthshaus, wohl bekannt allen denen, die je dieſen Bergpaß überſchritten. Dort einzutreten und Labung zu fordern hieß freilich ſo viel, als ſich den Landſtürmern ausliefern, denn Fritz wußte wohl, daß bei den fanatiſchen Entlebuchern am allerwenigſten auf Sympathie und Mitleid für flüchtige Freiſchäärler gezählt werden durfte. Aber lieber eine Kugel durch den Kopf, die dem Elend raſch ein Ende macht, als langſam zu verſchmachten, dachte er. Uebrigens war noch der

Glücksfall möglich, daß die Männer sämmtlich aufgeboten worden und die Kunde der freischäärlerischen Niederlage noch nicht hieher gedrungen wäre, da dann vielleicht etwelche imponirende Keckheit mindestens so lange die Gefahr abhielt, bis durch Speise, Trank und Ruhe ihre Kräfte wieder einigermaßen hergestellt worden.

„Muth, Kamerad, und keck aufgetreten! Unverschämtheit hilft uns vielleicht dießmal durch.“ — Mit diesen Worten richtete er die Zusammengesunkene auf, faßte sie am Arm und ging, sie unterstützend, nun dreist geradewegs auf die Thüre des Wirthshauses zu.

Aber hier schon zeigte es sich, daß sich Fritz in seinen Hoffnungen getäuscht hatte. Vor dem Haus saß ein Mann an der Schnitzbank. Ein junger, trotzig aussehender Bursche trat, als sich Fremde näherten, unter die Stallthüre. Mißtrauisch schauten beide auf die Waffen der Herankommenden. Franziska hatte nämlich noch immer ihren Hirschfänger umgeschnallt und unter Fritzens Reitermantel hervor schaute die Scheide eines Offizierssäbels.

Es war jedoch an kein Zurückgehen mehr zu denken. Einmal so weit, mußte konsequente Dreistigkeit aus der Patsche helfen. Die beiden Gäste

traten in die Wirthsstube ein, wo eine Frau und zwei Mädchen mit weiblichen Arbeiten beschäftigt waren.

„Eine Flasche Wein, Brod und etwas Warmes!"

Der kurze befehlende Ton und der Thaler, der zugleich auf den Tisch gelegt wurde, verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Mutter legte ihr Strickzeug bei Seite und bald standen Wein und Brod auf dem Tisch. — So vortrefflicher Wein, so delikates Brod war den beiden noch nie aufgestellt worden. Der gewaltige halbe Laib dunkelbraunen Roggenbrodes schwand wie ein Schneehaufen an der Märzsonne. Aber je mehr das Roggenbrod auf dem Tische dahin schwand, um so kräftiger regten sich wieder die Lebensgeister in allen Adern der Ausgehungerten.

Unterdessen ermangelten die beiden Mädchen, die beim Fenster sitzen geblieben waren, nicht, die Gäste im Verstohlenen genau zu mustern. Sowohl Fritz als Franziska trugen das seit dem ersten Freischaarenzug von der Luzerner Polizei streng verpönte und verfolgte grüne Käppi. Bedeutsam und erschrocken winkten sich die Mädchen mit den Augen.

Die Mutter ging in die Küche zurück und machte Feuer an, für die Fremden die verlangte

Suppe zu kochen. Da kam auf ſeine Krücken geſtützt und ſein lahmes Bein nach ſich ziehend der Mann von der Schnitzelbank von außen herein. „Weißt du, was wir da drinnen für Vögel haben?“ — frug er. „Freiſchäärler ſind's,“ — flüſterte er dann der Frau in die Ohren, welche bei dieſer Nachricht aus Schreck beinahe die Pfanne hätte fallen laſſen, in welcher ein Stück gelber Butter prickelte, das Mehl zu röſten, aus welcher eine regelrechte Mehlſuppe werden ſollte.

„Denen will ich mein lahmes Bein eintränken und Haus und Heim, wovon ich vertrieben wurde,“ — fügte der Hinkende bei, während eine wilde Schadenfreude ſein ſtumpfes Geſicht auf einen Augenblick durchzuckte. Jetzt kamen, eines nach dem andern, auch die Mädchen herausgehuſcht. „Ja, Mutter, Freiſchäärler ſind's,“ — bekräftigten ſie. „So wäre es ja ein Gotteslohn, ſie zu vertilgen,“ — ſagte die Mutter, indem ſie das in der Pfanne ſich bräunende Mehl mit der hölzernen Kelle umrührte. „Aber was kannſt du, lahmgeſchoſſener Krüppel, und wir Weibervolk gegen die beiden Teufel ausrichten?“ — „Sie haben Säbel,“ berichteten die Mädchen, — „und dem größern guckt eine Piſtole aus der Taſche.“ „Da wird es gewiß wieder Unglück geben,“ — jammerte die

Frau und goß das nöthige Waſſer über das geröſtete Mehl. „Laßt mich nur machen," — beſchwichtigte der Vater und rief den Burſchen, welchen wir unter der Stallthüre erblickt haben, herein:

„Geh', Lunzi, — laufe, was du laufen kannſt in's Dorf hinunter. Es ſollen etliche vom Landſturm heraufkommen, es ſei ein guter Fang zu machen. Sage, es hange Einem ein goldenes Kettchen aus der Uhrentaſche. Das wird den Burſchen ſchon Beine machen. — Kannſt ihnen meinetwegen die Suppe hineintragen," — ſetzte der Lahme bei. Davonlaufen werden ſie uns nicht; konnten ja, als ſie kamen, aus lauter Müdigkeit auf keinem Beine mehr ſtehen." —

Die dampfende duftende Mehlſuppe, ſo dick, daß, wie man zu ſagen pflegt, eine Katze auf derſelben ihr Nachtlager hätte aufſchlagen können, die war nun erſt ein rechtes Labſal für die beiden Flüchtlinge, trotz des ſchlimmen Segens, welchen die Köchin eingerührt hatte. Und wie trefflich ſchmeckte dazu der mit Birnenmoſt fuſionirte Waadtländer! Nachdem Fritz Waldmann zwei Teller Suppe gegeſſen hatte, bedünkte es ihn, er ſei im Stande, nun wieder über alle Berge zu laufen. Mit ſeiner Gefährtin war's dagegen

ſchlimmer beſtellt. Ihre Füße, mit leichtem Schuhwerk bekleidet, waren wund und voll Blaſen, ihre Glieder von den ungewohnten Strapatzen gerädert. Es bedurfte noch mancher Stunde Ruhe, bis der Fourier der freiwilligen Schützenkompagnie von Baſelland daran denken konnte, ſeine Flucht fortzuſetzen. Nicht lange, ſo war derſelbe, den Kopf auf den Arm geſtützt, hinter dem Tiſche wieder eingeſchlafen.

Fritz hatte zu ſeiner größten Satisfaktion in ſeinen Taſchen noch einige Cigarren entdeckt und begann, da weder die Frau Wirthin noch ihre holdſeligen Töchterlein ſich mehr ſehen ließen, ſich mit den Bildern zu unterhalten, die an den Wänden der Gaſtſtube hingen. Es waren lauter Heiligenbilder, — kein ganz tröſtliches Zeichen! Den Napoleon oder etwa gar den Dr. Kaſimir Pfyffer, wenn auch noch ſo ſchlecht lithographirt, hier zu treffen, wäre ihm viel angenehmer geweſen, als dieſe Muttergottes mit dem ziegelrothen Rock und dieſen St. Joſeph im dunkelblauen Burnus. Und dennoch ſuchten ſeine Blicke dieſen heiligen Zimmermann mit der Axt, die er gleich einem Sappeur geſchultert hielt, immer und immer wieder. Es knüpfte ſich eine alte unbeſtimmte Erinnerung an dieſes Bild, welches er ſchon einmal irgendwo

geſehen hatte, ohne daß er ſich beſinnen konnte, wo. Endlich ſtand er auf, daſſelbe in der Nähe zu betrachten.

Da ging ihm ein plötzliches Licht auf.

Richtig! Da waren ja noch die Spuren der Bärenmütze, mit welcher er einſt in übermüthiger Laune dieſen nämlichen St. Joſeph ausſtaffirt hatte, der freilich damals — es waren volle vier Jahre ſeither verfloſſen — nicht auf der Höhe der Bramegg, ſondern dort drunten an der blauen Reuß mitten innen zwiſchen Muri und Hermetſchwyl von einer braunen Wand herunterſchaute. Jetzt bedünkte es Fritz, es trügen auch die Wirthin und der Mann an der Schnitzelbank nicht unbekannte Züge. Lebhaft klopfte er, um der Wirthſchaft zu rufen, an ſein leeres Glas. Endlich ging die Thüre auf. Blaß und zitternd frug die Frau, was beliebe, während der Krückenmann mit finſterer Miene unter der halb offen gebliebenen Thüre ſichtbar ward.

„Kennt ihr mich denn nicht mehr, Anneliſi?“

„Heilige Maria und St. Joſeph“, rief die erſchrockene Frau.

„Richtig! Euer ehrwürdige St. Joſeph, der da von der Wand herunter ſchaut, war's, der mich auf die erſte Spur führte. Ohne ihn hätte

ich euch vielleicht auch nicht wieder erkannt und den wackern Kloſterdreſcher von Hermetſchwyl auch nicht, und haben doch Anno 1841 ſo manche Pfeife miteinander geraucht!“ —

Anneliſi ſtand da, wie Loth's Weib, und ſperrte ihre Augen ſo weit auf als menſchenmöglich. Endlich platzte ſie heraus: „Er iſt's, Mann, er iſt's! Kommt, Liſeli, Anneli —, kommt alle her! Unſer Einquartirter von Anno 1841 iſt wieder da.“ — Liſeli und Anneli waren bald zur Stelle und kamen Fritz die Hand zu geben, wobei ſie lachten und roth wurden. Nur der Villmerger Invalide blieb verlegen unter der Thüre ſtehen und drehte ſeine Zipfelkappe in den Händen. „Nun, wo fehlt's?“, frug Fritz, indem er auf den Krückenmann zutrat und ihm die Hand bot. „Ihr macht ja ein Geſicht, als hättet Ihr das Oel verſchüttet.“ — „Ihr ſeid wohl Freiſchäärler, Herr?“, entgegnete der ehemalige Kloſterdreſcher kleinlaut. — „Ja freilich! Und habe ich Euch einſt einen kleinen Dienſt geleiſtet, als Ihr mit zerſchoſſenem Bein von Villmergen heimgebracht wurdet, ſo könnt Ihr mir denſelben jetzt vergelten. Laßt mich und meinen Kameraden ein paar Stunden unter Euerem Dache ruhen und verrathet uns nicht!“ — Der Krückenmann ſchwieg, Anneliſi ſchwieg

und auch die beiden Mädchen blieben ſtumm. „Oder wollt Ihr uns den Landſtürmern ausliefern, damit ſie uns vor den Kopf ſchießen? Das wäre nicht ſchön von Euch.“ — „Wenn doch der Bub den Hals bräche, bevor er im Dorf unten iſt!“, war der fromme Wunſch, welchen der Invalide endlich zu Tage förderte. Zur Erläuterung deſſelben mußte er dann ſeinem Gaſte beichten, daß er den Lunzi in's Dorf hinunter geſchickt habe, den Landſtürmern Bericht zu machen. — „Aber warum ſo blutdürſtig?“, frug Fritz. — „Warum ſollt' ich dieſer Freiſchäärler ſchonen?“, erwiderte der Andere finſter. „Sind es nicht die Nämlichen, die mich zum Krüppel geſchoſſen? „Haben ſie mich dann nicht hintennach noch geſtraft und gebüßt? haben ſie nicht das Kloſter aufgehoben, von welchem ich mein Brod verdiente, und zuletzt gar, weil ich meine Strafe nicht bezahlen konnte, von Haus und Heim vertrieben? Müßte ich nicht jetzt betteln gehen mit Frau und Kind, wenn mir nicht fromme gute Leute, weil ich meines Glaubens wegen habe leiden müſſen, zu dieſem Platze hieoben geholfen hätten, wo ich des Winters, wenn der Wirth in's Dorf hinunter zieht, der Hüter bin. Doch Ihr ſollt nicht entgelten, was die Andern gethan; habt

Ihr mir ja mehr gerettet, als jene mir genommen. — Aber den dort," setzte er leiser sprechend bei und wies mit dem Daumen auf Franziska, die noch immer am Tische schlief, — „den können die Landstürmer haben, — nicht wahr?" —

„Schämt Euch, Alter," — erwiderte Fritz. „Hab' ich Euch nicht Gutes gethan, als ich als Feind über Euere Schwelle getreten war; und sollte nun meinen Kameraden, meinen jungen Bruder im Stiche lassen?" —

„Wenn's der Herr Bruder ist, dann ist's was anderes", — meinte der Lahme. „Will sehen, daß ich euch verstecken kann, wenn der Landsturm kommt, und ihn dann auf eine falsche Fährte führen. Wird aber schwer halten", — fügte er brummend bei.

Anneliſi mußte die beiden Freischäärler in einen leeren Ziegenstall führen, wo sie bis Nacht sich verborgen halten sollten. Bald darauf erschien sie mit einem Kännchen Thee, den sie apart für den „armen jungen Herrn Bruder" nach Landesbrauch mit Zucker, Zimmt und Wein gekocht hatte.

Nun wurde die Thüre sorgfältig verrammelt, ein hoher Haufen Stroh davor aufgeschichtet und den Verborgenen empfohlen, sich möglichst still

zu verhalten. Denn schon hörte man von weitem ein nichts weniger als beruhigendes ziemlich blut- und beutedurstiges Geschrei, welches den anrückenden Landsturm ankündete.

Der lahme Hüter hatte den Auftrag übernommen, den wilden Haufen durch das Vorgeben, die Freischäärler hätten sich in der Richtung von Wohlhausen auf und davon gemacht, möglichst schnell wieder zu entfernen.

## Fünftes Kapitel.

## Der Schloßsturm.

In der stolzen Abtei, wohin wir mit dem geneigten Leser in einem der frühern Kapitel zu Gaste gingen, war die Angst vor den Freischaaren keine geringe gewesen. Stand ja das reiche Kloster an der äußersten Grenze und eingekeilt zwischen bernischen und aargauischen Ketzern, dem ersten Anlauf der Freibeuter und Plünderer preisgegeben. Zudem lag das Kloster außerhalb der luzernischen Vertheidigungslinie und war somit darauf angewiesen, entweder widerstandslos über sich ergehen zu lassen, was dem Feind beliebte oder sich auf eigene Faust selbst zu helfen. In dieser Noth wandte sich der Abt an seinen alten Freund, den Schloßherrn von Matstetten.

Der geneigte Leser weiß bereits, wie der alte Herr über die Freischaaren dachte. Er wird sich deßhalb keineswegs wundern, daß der Junker Oberherr, obwohl ein guter Protestant, den Antrag annahm, die nöthigen Maßregeln zum Schutze

des bedrohten Kloſters anzuordnen, die Kloſterknechte militäriſch zu organiſiren und mittelſt dieſer improviſirten Beſatzung nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt abzutreiben.

Im alten Herrn war die frühere Luſt am Waffenhandwerk aufgeflammt und er nahm ſich der Sache mit großem Eifer an. Bald ſtand er an der Spitze einer Armee von nahe an zwanzig Mann, bei welcher einige der jüngern Kloſterherren, die mit Erlaubniß des Abtes ihre weißen Kutten ad hoc an den Nagel hingen, die Offiziers- und Unteroffiziersſtellen bekleideten. Nun wurde fleißig exerzirt, manövirt, patrouillirt. Sogar ein Novize, der die Trommel rühren konnte, hatte ſich gefunden. Das friedliche Kloſter geſtaltete ſich unverſehens zu einem lärmenden Kriegslager, worüber freilich die ältern Patres zuweilen die Hände über dem Kopf zuſammen ſchlugen. Um ſo beſſer gefiel das neue Leben den jüngern, welche nirgends lieber ſich aufhielten, als in der improviſirten Wachtſtube, wo ſie ungenirt ihre Cigarre in's Geſicht ſtecken und ſtatt des Breviers das Kartenſpiel handhaben durften. Der Feſtungskommandant, deſſen hohe, noch ungebeugte Geſtalt mit dem Dreimaſter, dem Degen unter dem Oberrock und dem ſpaniſchen Rohr mit goldenem Knopfe in der

Rechten ganz ſtattlich ausſah, hielt hauptſächlich auf einen gutgeregelten Wachtdienſt. Alle Zugänge zum Kloſter erhielten ihre Wachtpoſten und zahlreiche Patrouillen durchſtöberten bei Tag und bei Nacht die Umgebungen. So gelang es dann auch, einige verdächtige Individuen aufzugreifen, welche ſich wahrſcheinlich die unruhigen Zeiten hatten zu Nutzen machen wollen, um in ihrem Privatintereſſe Kloſtergut zu ſäkulariſiren. Dieſelben wurden kriegsrechtlich behandelt, nämlich mit ihnen in der Wachtſtube ein ſummariſches Verhör vorgenommen, worauf man ſie ohne fernere zeitraubende Förmlichkeiten auf die Pritſche legte und ihnen die berufenen Fünfundzwanzig mit dem Haſelſtock aufmaß. Dann rechtsumkehrt, vorwärts, marſch, — zum Loch hinaus! Keiner kehrte wieder. Zu keiner Zeit war im Kloſtergarten, in Hof und Scheunen weniger entwendet worden. Um ſo lauter fluchten die Abgeurtheilten — einmal außer dem Bereich der Kloſterfeſtung — über die Pfaffen und den alten Ariſtokraten, an welchem ſie ſich zu rächen ſchwuren.

Da es dem Oberkommandanten der Freiſchaarenarmee nicht um die Plünderung eines Kloſters, ſondern um die Ueberrumpelung der Stadt Luzern zu thun geweſen war, ſo zog das Ungewitter

gnädig an den geängſtigten Mönchen und der kampfesmuthigen Beſatzung vorbei. Zur Linken und zur Rechten wälzte ſich am frühen Morgen des 31. Merz der Strom der einfallenden Feinde; ringsum wütheten die Stürme; um das Gotteshaus herrſchte die ruhigſte Windſtille. Selbſt die geſchlagenen und flüchtigen Freiſchaaren brachten am folgenden Tage keine Gefahr; ſie waren zu ſehr auf ihre eigene Rettung bedacht. — —

Auch Dorf Matſtetten, welches vor Anno achtundneunzig dem Schloſſe zins- und lehenspflichtig geweſen war, hatte — den ausgeſprochenen Anſichten des Junker Oberherrn zum Trotz — den Freiſchaaren ſein Kontingent geliefert. Der Weibel und einige andere Matadoren waren nämlich ſeit Anno dreißig liberal und machten Oppoſition gegen das Schloß. Unter den Gründen, welche den Dragonerruedi und einige andere junge Leute bewogen, unter die Freiſchärler zu gehen, war die Freude, den alten Ariſtokraten ärgern zu können, nicht der mindeſt gewichtige geweſen. Einige andere Proletarier, denen aus guten Gründen die Arbeit auf dem Schloſſe entzogen worden war und die ſeither um ſo fleißiger auf den Oppoſitionsbänken des Pintenſchenks ſaßen, hatten ſich um klingende Münze anwerben laſſen.

Die Nachrichten, welche von den erſten Flüchtigen gebracht wurden, brachten das Dorf in nicht geringe Aufregung. Sie rührten von ſolchen her, welche ſchon bei einbrechender Nacht vom Heimweh ergriffen worden waren und die Kataſtrophe bei Malters keineswegs mitgemacht hatten. Nichtsdeſtoweniger wußten ſie zu erzählen, daß Tauſende vom wüthenden Landſturm elendiglich umgebracht worden ſeien.

Ungewöhnliche Ereigniſſe bewirken ungewöhnlichen Durſt.

Die Schenke war dicht gefüllt. Vor derſelben ſtanden Weiber und Kinder, welche die Neugierde herbeigeführt, in Gruppen herum und erzählten ſich in vermehrter und verbeſſerter Auflage, was von drinnen, wo die glücklich Geretteten ſich für die ausgeſtandenen Entbehrungen ſchadlos hielten, heraustranspirirte. — —

Jetzt kam wieder einer in's Dorf gelaufen. Es war der Keßlerſteffen, einer von jenen, die für einen blanken Thaler Handgeld ausgezogen waren und einen Sack für den zu erbeutenden Plunder mitgenommen hatten. Aber ſeine beſten Freunde hatten Mühe, ihn wieder zu erkennen. Hut und Rock hatte er dem Anſchein nach auf der Flucht verloren, von ſeinen Waffen und ſeinem

Querſack gar nicht zu reden; von ſeinen Hoſen hingen die Fetzen herunter und ſein ruſſiges Hemd war mit Blut beſchmiert.

„Berichte, Steffen!“ — ſchrie man von allen Seiten. „Biſt du allein davongekommen und ſind die Andern alle hin?“ —

„Erſt anfeuchten,“ — war die heiſere Antwort. Der Pintenwirth brachte ihm eigenhändig ein Halbſchoppenglas Obſtbranntwein, welches ſogleich auf ſummariſchem Wege beſeitigt wurde. Dann ſprang Steffen auf den Tiſch und rief mit markdurchdringender Stimme: „Alles hin! Alle futſch! Nicht der zehnte kommt heim! Geſpießt, gekreuzigt, an den Beinen aufgehängt vom Landſturm zu Hunderten! Glücklich, wer einen Schuß bekommen hat!“ — Blitzſchnell fand dieſe Hiobspoſt den Weg hinaus zu den lauſchenden Weibern. Einige hatten Männer, Söhne, Brüder dabei; dieſe erhoben ein markdurchdringendes Geheul. Die andern jammerten der Spur nach.

„Aber wie kam's?“ — frugen die in der Wirthsſtube.

„Verrath! Infamer Verrath!“ — brüllte der Keßlerſteffen. „Wir hatten gewonnen, — wir ſtanden vor der Stadt mit geladenen Kanonen und brennenden Lunten, bereit das Neſt zuſam-

menzupülvern. Aber kein Befehl! Kein Oberkommandant! Zwei Stunden lang war er nirgends zu finden. Während der Zeit iſt er in der Stadt drinnen geweſen und hat ſich von den Jeſuiten beſtechen laſſen. Zwei Millionen haben ſie ihm geſteckt und dafür hat er uns verkauft und verrathen. Statt das Jeſuitenneſt mittelſt unſ'rer Granaten und Brandraketen an allen vier Ecken anzuzünden, ließ er die Stücke zurückführen und hat ſich auf- und davongemacht. Darauf fielen während der finſtern Nacht die Luzerner und Ländler über uns her. Was nicht im Schlaf niedergemacht wurde, ward von den Landſtürmern auf der Flucht maſſakrirt." — Ein ſchweres Hagelwetter von Flüchen und Verwünſchungen ergoß ſich über den Freiſchaarengeneral, während Steffen erſchöpft vom Tiſche ſtieg und ſein zweites Glas Obſtbranntwein in Empfang nahm.

Während der durch die Ankunft des Keßlers und ſeiner Erzählung verurſachten Aufregung war unbemerkt ein Fremder herangeritten. Da Niemand ſich Zeit nahm, auf ihn zu achten und zu hören, band er eigenhändig ſein Pferd neben der Schenke an einen Baum, trat ein, ſetzte ſich abſeits in einen Winkel, forderte einen Schoppen Wein und ſtützte ſein blaſſes Geſicht auf ſeine

Hand. Dann, als er die geführten Reden und Flüche vernahm, hüllte er sich tiefer in seinen Mantel ein. Nach wenigen Minuten hatte er ausgetrunken, bezahlte, entfernte sich ebenso unbemerkt, als er gekommen war, warf sich auf sein Pferd und ritt, so schnell das ermüdete Thier zu laufen vermochte, davon.

Ein Glück für den flüchtigen Oberkommandanten der geschlagenen Freischaaren, daß damals sein Portrait noch nicht vor jedem Bilderladen und in jeder Wirthsstube hing. Sonst hätte er seinen Schoppen in der Pintenschenke zu Matstetten kaum unbelästigt ausgetrunken. Und wer weiß, ob er, nachdem er nach tausend Gefahren und Strapatzen dem Luzerner Landsturm entronnen war, nicht hier vom Schicksal erreicht worden wäre, welches allen Führern mißlungener Volkserhebungen droht, dem Schicksal als „Verräther" unter den Streichen der eigenen Leute zu fallen!

Für dießmal war er der aufgestachelten Volksrache entwischt. Sie suchte sich ein anderes Opfer auf.

Es fiel einigen unter der aufgeregten Menge ein, daß der Schloßherr von Matstetten auch in's Luzernerbiet hinüber sei, aber nicht etwa als Freischäärler, sondern als Feind derselben. Die

bewaffneten Klosterknechte seien um kein Haar besser als Landstürmer, und der Junker also ein Landsturmkommandant, was, bei Lichte betrachtet, nichts anders denn als Landesverrath, als eine Desertion zum Feinde betrachtet werden könne. Unter den Kneipenhockern in der Schenke befanden sich zwei oder drei, die von den Streifwachen des improvisirten Klostervogtes waren aufgegriffen und dann jener angedeuteten summarischen Prozeßform unterworfen worden. Diese merkten, daß nun der rechte Augenblick der Vergeltung gekommen sei, und erhoben ihre Stimme: „Ja freilich sei der Junker ein Landstürmer und zwar noch einer von den schlimmsten. Man wisse aus bester Hand, daß er gefangene Freischäärler habe zu Tode peitschen lassen." — „Das sei nur zu wahr," — bestätigte ein zweiter, welcher erwischt worden war, als er der Speckkammer des Klosters seinen Besuch hatte abstatten wollen. „Er selber sei kaum mit dem Leben entkommen und könne, wenn man wolle, noch Spuren der grausamen Behandlung vorweisen." — Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erhob sich. „Da zeigt es sich nun wieder, daß die Aristokraten alle heimliche Jesuiten sind," — bemerkte der Weibel. — „Dem wollen wir's eintränken," — brüllte der, welcher sich anerboten

hatte, Spuren vorzuweiſen. „Mir nach, wer kein Landſtürmer iſt, zum Schloß!“ —

Eine neue Hiobspoſt langte an, daß der Dragonerruedi in Malters maſſakrirt worden ſei.

Der Dragonerruedi war unter den Stammgäſten der Pintenſchenke von Matſtetten wohl die angeſehenſte und beliebteſte Perſönlichkeit. Wem hatte der Dragonerruedi nicht bei Gelegenheit eine Flaſche bezahlt? Wie Vielen hatte er einmal in der Noth einen Thaler geborgt und ihn wieder einzufordern vergeſſen! — „Rache! Rache!“ — ſchrie die erbitterte Menge und wälzte ſich zur Schenke hinaus und den Schloßweg hinan. —

Schloß Matſtetten war nicht ganz ungeeignet, eine Belagerung auszuhalten. Eine hohe Mauer ſchloß den Hof und ſtarke Paliſſaden umfriedigten den Garten, welcher die Schloßgebäulichkeiten rings umgab. Deſto ſchwächer war jedoch die Beſatzung und beſtand in gegenwärtigem Augenblick nur aus einem Mann, nämlich aus dem alten Gärtner, den die Neugier ebenfalls zur Schenke gelockt hatte und welcher nun, ſo ſchnell ihn ſeine ſteifen Beine tragen mochten, heimeilte, das Fräulein von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen und das Schloßthor gegen den erſten Anlauf zu verſchließen. Zwar kein „Mann“, aber dennoch kein

zu verachtender Theil der Wehrkraft des bedrohten Schloſſes war die Chanoineſſe; hatte ſie ja, wenn die Sage nicht log, ſchon mehr Pulver gerochen, als die Mehrzahl der eidgenöſſiſchen Oberſten zuſammengenommen, weßhalb ſie im Dorfe den Spitznamen „Schloßhuſar" trug.

Als der alte Gärtner mit der Botſchaft gekeucht kam, ein Haufe Freiſchäärler ziehe heran, das Schloß zu ſtürmen, befand ſich, wie gewohnt, Bäbeli bei dem Fräulein. Trotz dem Schreck verlor Mathilde den Kopf keineswegs, ſondern bat ihre Freundin aus der Schloßſcheuer, zum Vater hinunterzueilen. Schloßhans war ein angeſehener Mann im Dorfe; vielleicht würde es ihm gelingen, die erbitterte Rotte zu beſchwichtigen. Die Chanoineſſe dagegen ergriff Maßregeln anderer Art. Es war, als ob ihr geſchehe wie einem alten Dragonerpferd, wenn es die Trompeten ſchmettern hört. Sie ließ ſich den Waffenſchrank des Schloßherrn öffnen. Das Erſte, was ſie demſelben entnahm, war ein krummer Damaszener, den ſie ſich über ihren ſchwarzen Kaftan mit dem plüſchenen Stehkragen ſchnallte. Dann bewaffnete ſie den alten zitternden Gärtner mit Ober- und Untergewehr und vergaß nicht, ihm dazu noch eine Trommel umzuhängen, die —

aus den Zeiten des Stecklikriegs herrührend — unten im Waffenschranke sich vorfand. Solchergestalt in Kriegsbereitschaft gesetzt, begab sie sich mit ihrem „Mann" in den Schloßhof in die Nähe des geschlossenen Thores und erwartete muthig den heranrückenden Feind. —

Nicht lange, so kündete wüstes Geschrei und polterndes Klopfen an das verrammelte Thor die Ankunft der Bande an. „Aufgemacht! — riefen die einen. „Heraus mit dem Landstürmer!" — brüllten die andern, ohne das Unlogische ihres Begehrens einzusehen, da ja doch der alte Herr unmöglich zugleich den luzernischen Landsturm kommandiren und daheim zwischen seinen vier Mauern sitzen konnte. Aber was kümmert sich ein erzürnter Souverain um Logik! — „Schlagt das Thor ein," — hieß es, als nach einer halben Minute dem ersten Begehren nicht entsprochen worden war; einige stark genagelte Holzschuhe machten zugleich, wiewohl umsonst, den ersten Versuch, dem Vorschlag Folge zu geben.

Sehr überrascht wurde der Volkshaufe, als plötzlich drinnen im Schloßhof der Wirbel geschlagen wurde und eine rauhe Soldatenstimme den Kommandoruf erschallen ließ: „Ganzes Peloton — fertig!" — Verblüfft zogen sich die

Nächſten auf einige Schritte vom Schloßthore zurück; auf einige Augenblicke verſtummte das wüſte Schreien. „Der erſte, der Miene macht, hereinzubringen, iſt des Todes," — ſcholl es wieder von drinnen, während zugleich verdächtiges Waffengeklirr hörbar wurde. Unter der angreifenden Rotte verbreitete ſich die Meinung, das Schloß ſtecke voll Luzerner Landſtürmer. Durch dieſe irrthümliche Meinung wurde, wie die Chanoineſſe ſchlau berechnet hatte, der erſte Angriff zwar abgeſchlagen; ſie erbitterte jedoch die Freiſchäärler und ihre Freunde nur noch mehr. Obwohl ſie es von nun an bleiben ließen, ihre Holzſchuhe am verrammelten Thore zu Schanden zu treten, ſo gewann dagegen die Anſicht an Boden, es wäre das Beſte, das Ariſtokraten- und Jeſuitenneſt, die verfluchte Landſtürmerhöhle dem Junker über dem Kopf zuſammenzubrennen. Es ſei offenbare Nothwehr, da ſonſt der Luzerner Landſturm eines kühlen Morgens aus dem Schloſſe hervorbrechen, das Dorf überfallen, morden, plündern und ſengen, den Pfarrer fortjagen und die Jeſuiten einführen werde. Da müſſe bei Zeiten dazugethan und dem gefährlichen Ariſtokraten ein Nagel geſteckt werden.

Unterdeſſen hatte Bäbeli Zeit gefunden, durch

den Garten in die Schloßscheuer zu gelangen und den Vater zu benachrichtigen, der sich ohne weiteres Besinnen aufmachte und mit langen Schritten ging, seines abwesenden „Lehensherrn" Haus und Herd zu schirmen. —

„Was das Volk wolle? Es habe hier oben im Schlosse nichts zu suchen und solle sich von dannen scheeren!" — Kam aber schlecht an. „Er solle seine Nase nicht in fremde Sachen stecken, sondern froh sein, wenn er selber ungeschlagen ab der Kilbe komme. Oder ob er etwa auch ein Landstürmer sei?" — „Er gehöre weder zu den Freischäärlern, noch zu den Landstürmern; aber im Schlosse solle Keinem kein Häärchen gekrümmt werden, so lange der Schloßhaus einen Zaunstecken zu schwingen vermöge." — Da rief der Keßlersteffen: „Geh' lieber deinen Landsturmkommandanten zu fragen, wo dein Bub, der Fritz, liege, den seine Panduren mit Mistgabeln todtgestochen haben; kannst ihn dann doch mindestens ehrlich begraben lassen." —

Fritz hatte seinem Vater nichts davon gesagt, daß er unter die Freischaaren gehe; doch schwante diesem davon und wurmte ihn nicht wenig. Bei den Worten des Keßlersteffen war es ihm, als ob ihm selber eine Mistgabel in den Leib gestochen

würde. Nichtsdeſtoweniger ſtellte er ſich, einen Knittel in der Fauſt, vor's Schloßthor, mit dem ſteifen Vorſatz, mit demſelben den erſten beſten, der ſich in feindſeliger Abſicht nähern würde, über den Kopf zu hauen.

Während deſſen waren ein Paar Reiswellen herbeigeſchleppt worden, die man nun in der unverholenen Abſicht anzündete, die Feuerbrände nach dem Schloßflügel hinüber zu ſchleudern, wo, wie männiglich bekannt, über den Pferdeſtällen die Heu- und Strohvorräthe lagen.

Einem, der pfiffiger war, als die Andern, fiel es ein, auf einen in der Nähe ſtehenden Baum zu klettern, um das Innere des Schloßhofes und die Stärke der darin poſtirten Landſtürmerkolonne auszukundſchaften. Die eingetretene Dämmerung war noch nicht tief genug, das Stratagem der Chanoineſſe dem Späher zu verhüllen. Kaum hatte derſelbe einen Blick über die Schloßmauer geworfen, ſo rief er von ſeinem Baum herunter: „Drauf, drauf, ihr Narren! Es iſt keine Seele drinn als der Schloßhuſar und der alte Gärtnerjoggeli. Der Schloßhuſar kommandirt und Joggeli zittert wie ein Eſpenlaub und trommelt dazu.“ — Der Haufe, der eine friſche Unbill zu rächen hatte, nämlich jene, zum Beſten gehalten worden

zu ſein, drängte ſich nun auf's Neue zum Thor. Der Schloßbauer hieb zwar Einigen mit ſeinem Knittel über die Schädel, welche jedoch aus zu harter Compoſition gegoſſen waren, als daß ſie dadurch merkliche Beſchädigung erlitten hätten; er wurde bei Seite gedrängt und ein in der Nähe liegender Balken herbeigeſchleppt, die Thorflügel damit einzurennen.

In der belagerten Feſtung befand ſich der Barometer des Muths ſtark im Sinken. Die Chanoineſſe, welche beim anfänglichen Gelingen ihrer Kriegsliſt ſich bereits die Miene eines Triumphators gegeben hatte, war nun, da ihr Stratagem entdeckt, ganz aus dem Concept gekommen und hinkte, den blanken Pallaſch in der Fauſt, rathlos im Schloßhofe herum. Der alte Gärtner war trotz Ober- und Untergewehr ſo ſehr in's Zittern hineingerathen, daß die Trommelſchlegel ſeinen Händen entfielen und nur noch ſeine klappernden Zähne den Wirbel ſchlugen. Das Kammermädchen, die Köchin und die Untermagd liefen heulend im Schloſſe herum. Nur Mathilde ſtand gelaſſen am offenen Fenſter und bedachte, was unter den bewandten Umſtänden zu thun das Beſte wäre. Als der Balken herbeigeſchleppt wurde, deſſen Stößen die Thorflügel kaum einige Minuten

hätten widerſtehen können, entſchloß ſie ſich kurz, das Thor freiwillig öffnen zu laſſen und die Leute, unter denen Mancher ſich befand, dem ſie bei Gelegenheit Gutes gethan, und von welchen die meiſten ihr ſonſt freundlich und gewogen waren, wenn möglich durch verſtändiges Zureden zu beſchwichtigen. Sie ſchritt eben durch den Hof, um mit eigenen zarten Händen die ſchweren Eiſenriegel der Thorflügel zurückzuſchieben, da weder der ſchlotternde Gärtner, noch eine der Mägde mehr fähig waren, einen erhaltenen Befehl zu verſtehen, als Bäbeli aus dem Schloß herausſtürzte einen Mann am Arm nach ſich ziehend und athemlos dem Fräulein zurief: „Da bring' ich den Helfer in der Noth!“ —

Fritz, kein Anderer war's, bat das Fräulein mit kurzen Worten, wieder in's Schloß zurückkehren zu wollen, ging dann ſelbſt an's Thor, ſchob beide Riegel zurück und öffnete.

Die Menge ſtutzte, als ſie ſtatt des Junker Oberherrn oder des Schloßhuſaren den jungen Waldmann mit der Freiſchaarenkappe auf dem Kopf vor ſich ſtehen ſah. Schnell beſonnen benutzte Fritz die augenblickliche Stille und rief, indem er ſich mitten unter das Thor ſtellte: „Ihr glaubtet mich von den Landſtürmern maſſakrirt

und habt mich rächen wollen. Dank für den guten Willen, ihr Leute! Es braucht ſich's aber nicht. Da ſteh' ich ja friſch und geſund, — was der Keßlerſteffen freilich nicht wiſſen konnte, da er von den allererſten war, die davon liefen. Laßt nun das alte Haus da in Frieden, das ſchon ſo manche hundert Jahre mitten unter euern Häuſern ſteht und aus deſſen Thor mancher Segen für euch und euere Vorfahren floß. Zum Dreinſchlagen hättet ihr nach Luzern mitkommen ſollen. Schämt ihr euch nicht, nun hintendrein ein Paar Frauen zu erſchrecken? Und iſt auch der Junker Oberherr ein alter Stockariſtokrat, ſo ſeid ihr darum nicht minder gute Republikaner; und ein ſolcher ſteckt keinem das Haus über dem Kopfe an, weil er eine andere Meinung hat." —

Beim plötzlichen Erſcheinen Fritz Waldmanns hatte ſich der Keßlerſteffen ganz leiſe davon gemacht und zwar keineswegs wegen Ueberfluß an gutem Gewiſſen. Der Adjudant des Oberkommandanten hatte ihn ertappt, als er beim Einmarſch in's Luzernerbiet ein von ſeinen Bewohnern verlaſſenes Bauernhaus zu plündern im Begriffe war. Das Blut an ſeinem Hemde rührte von den Dornen her, an denen er ſich geritzt hatte, als er nach Hinterlaſſung ſeines Plunderſacks

nebst Hut, Rock und Waffen beim ersten Schuß dem Haag nach heimging. Auch der Weibel machte sich unsichtbar, als er gewahr wurde, für wen der „Herr Fürsprech" Partei ergriff. Die Andern kamen nach und nach zur Vernunft und erinnerten sich allmählig wieder der verschiedenen Wohlthaten, die sie von Kindesbeinen an im Schlosse genossen. Sie begannen wirklich sich ihres beabsichtigten Streiches zu schämen und einer nach dem andern verschwand in der Dämmerung.

Nach einigen Minuten war Niemand mehr da, als Bäbeli, welches dem Bruder um den Hals fiel, das Fräulein, welches dem rechtzeitigen Helfer in der Noth dankend die Hand reichte, und die Chanoinesse, die im Drang der Ereignisse noch nicht Zeit gefunden hatte, den krummen Türkensäbel abzulegen, — und nun mit dem bunten, um den Tituskopf gewundenen Seidentuch, mit der mongolischen Stumpfnase und dem langen tüchenen Kaftan einem jener Tartaren-Chane nicht unähnlich sah, welche wir auf alten, die Einfälle der goldenen Horde darstellenden Bildern erblicken.

## Sechstes Kapitel.

### Müllerruedi.

Kehren wir wieder — ein Paar Wochen ſpäter — in der Pinte zu Matſtetten ein, ſo treffen wir dort zu unſrer Verwunderung einen ganz unvermutheten Gaſt, nämlich den Dragonerruedi, den wir beim Schein der verhängnißvollen Laterne von Malters vor den Kopf getroffen vom Pferde ſtürzen ſahen. Er iſt's leibhaftig und keineswegs ſein Geiſt; — denn ein Geiſt vermag nicht auf den Tiſch zu ſchlagen, daß die Schoppenfläſchchen davon erſchreckt in die Höhe fahren.

Die Kugel, die es auf den Dragonerruedi abgeſehen hatte, war zwar geradewegs auf ſeine Stirne zugeflogen, hatte aber dort zwei harte Gegenſtände angetroffen, welche ihr den Durchpaß verwehrten; nämlich erſtens deſſen rindsledernen Kappenſchirm und zweitens deſſen Schädel. Man ſagt, die Schweizer hätten harte Köpfe, welche einen ordentlichen Puff auszuhalten vermöchten; wir ſeien nur an den Füßen verwund-

bar, gleich dem griechiſchen Achilleus. Was das harte Stirnbein anbetrifft, war Ruedi ein guter Schweizer. Die Kugel, die auf ihn gemünzt war, ſchlug ſich an ſeinem Kappenſchirm und Schädel breit und ihn ſelbſt betäubt vom Pferde; im übrigen vermochte ſie nicht, ihm etwas anzuhaben. Als er wieder erwachte und ſich unter ſeinem Pferd hervorgearbeitet hatte, welches ſchlechter davon gekommen, als ſein Herr und maustod war, wurde er von etlichen Landſtürmern in Empfang genommen. Er ward von denſelben ohne Umſtände gedäumelt und nebſt vielen Andern an einen langen Strick gebunden und als gefangener Freiſchäärler nach Luzern abgeführt. Nach etlichen Wochen wurde er dann — gleich den Uebrigen — losgekauft und konnte in die Heimat zurück.

Seit der Zeit war für den Pintenwirth in Matſtetten eine neue glücklichere Aera angegangen. Denn es verging kein Tag, da ihn nicht der Dragonerruedi mit ſeinem Beſuch erfreute. Und jedesmal, wann derſelbe in der niedern rauchgebräunten, ſchnappsduftenden Stube ſaß, füllte ſich dieſelbe mit zahlreichen Gäſten, welche ſich an ſeinen Erzählungen von den Gräuelthaten des Landſturmes und den Entbehrungen und Leiden der Gefangenſchaft zu erbauen kamen.

Jedesmal, wenn er ſein volles Glas anſetzte, um es in einem Zuge auszuleeren, ſagte er: „Gott ſtraf' mich, wenn ich's wieder einbringe, was ich dort drinnen an Durſt gelitten habe! Ich mag ſeither meine Gurgel noch ſo ſtreng begießen, es iſt als ob ich's auf einen heißen Stein laufen ließe und hilft Alles nichts." —

„Hat man euch alſo nicht einmal das klare Waſſer gegönnt?" — frug ein Bäuerlein, — einer von denen, welche ſonſt keineswegs Stammgäſte, ſondern von der Neugier herbeigelockt worden waren, und zum Aerger des Wirths drei geſchlagene Stunden hinter ihrem halben Schoppen ſitzen konnten.

„Waſſer?" — erwiderte der Dragoner verächtlich, — „Waſſer hatten wir freilich bis genug, aber ſonſt nichts. Wenn das pure Waſſer den Durſt löſchen könnte, wofür hätte unſer Hergott den Wein und Schnapps wachſen laſſen? Später ging's dann beſſer, beſonders wann die Zuger vor der Jeſuitenkirche, in welcher wir gefangen ſaßen, die Wache hatten. Wußten wahrſcheinlich auch, was Durſt heißt, hatten Erbarmen und ſchauten durch die Finger. Da kamen dann die Weibsleute aus der Stadt und brachten uns ganze Körbe voll Flaſchen. War aber wie nach einer

langen Tröckne; kommt auch zuweilen ein Platzregen, so schlägt er doch nicht an, sondern läuft nur so über den staubigen Boden weg." —

„Wie war's mit dem Essen?" —

Der Freischäärler schüttelte sich beim Gedanken an seine Gefangenschaftskost. „Eine graue, ungeschmalzene, bitterböse Suppe! Man brachte sie uns in großen Mälchtern, unzusammengezählt wie den Schweinen, — schüttete sie in flache Milchgepsen aus und zum schöpfen hatten wir hölzerne Löffel. Aber der Hunger ist der beste Koch. Mochten allemal die Stunde fast nicht erwarten, da der Alte mit der Mälchter kam und sein Sprüchlein sagte: Suppe gnue! Müend All ha! Suppe gnue! —

„War einmal eines Abends auf meiner Streu eingeschlafen, just nächst dem Kirchenfenster, dessen obere Flügel Tag und Nacht offen blieben, den Dunst und Gestank hinauszulassen. Plumps! fällt etwas neben mich in's Stroh. Erwache davon und fluche den Donnersdonnern die Beine ab, die mich in meinem Elend nicht einmal ruhig schlafen ließen. Plumps noch einmal! Ich greife nach dem Ding, welches mich fast auf die Nase getroffen hätte. Was ist's? Eine Wurst! — Fort geht's, — drei, vier, fünf — bis das Dutzend

voll geworden. Das war ein Juheien, nachdem wir ein Paar Wochen lang mit Schweinsträuke hatten vorlieb nehmen müſſen. Wäre aber beinahe eine Schlacht daraus entſtanden. Ein Dutzend Würſte unter etliche Hundert Hungerleider geworfen, war grad ſo viel, als wenn Einer einen Bettelbuben zur Hölle geſchickt hätte. Der Streitgegenſtand war übrigens vertilgt, bevor man fünfe zählen konnte. Ich für meinen Theil ließ das Stück, das ich gepackt, nicht wieder los, ſondern retirirte in einen Beichtſtuhl, vertheidigte den Eingang mit meinen genagelten Stiefeln und verzehrte meine Beute im Frieden." —

„Hätte nicht geglaubt", — ſagte der Weibel, — „daß es da drinnen noch ſo gute Leute gebe. Weißt wohl, was das Sprichwort ſonſt von den Luzernern ſagt!"

„Beſonders die Weibsleute waren uns grün", — fuhr Ruedi fort. „Sie erſannen hundert Pfiffe und Schliche, um — dem Siegwart und dem Hautt zum Trotz — uns allerlei verbotenes Labſal zuzuſtecken, nicht nur Wein und Würſte. Da mußte ich einmal meine Schuhe zum Flicken geben; als ſie wiederkamen, ſteckte der eine voll Zuckerzeug und aus dem andern zog ich ein Bund Cigarren heraus, wie ſie der Kaiſer von Oeſterreich

nicht beſſer raucht. Mit dem Rauchen hatte man freilich ſeine liebe Noth; es war ſtreng verboten, damit nicht etwa Einer das Stroh anſtecke, auf dem wir liegen mußten. Aber insgeheim that man's doch. Hatte Einer von einer mitleidigen Seele eine Cigarre oder eine Pfeife Tabak zugeſteckt bekommen, ſo nahm er zu einem Beichtſtuhl ſeine Zuflucht. Da ſtanden dann oft ganze lange Reihen an und warteten einer auf den andern, bis an jeden die Reihe gekommen war. In einem andern Beichtſtuhl wurde an diejenigen, die Geld hatten, welches ſie etwa vor den Landſtürmern hatten verſtecken können, oder welches ihnen von Hauſe zugeſchickt und heimlich in die Kirche eingeſchmuggelt worden war, verſtohlenerweiſe Schnapps und Käſe ausgewirthet." —

„Da ſo Vielerlei in euern Käſicht eingeſchmuggelt wurde", — bemerkte der Keßlerſteffen, — „ſchmuggelte ſich wohl auch mancher hinaus?" —

„Freilich", — erwiderte der Dragoner. „Dem Einen ſteckte etwa ein Zuger- oder Schwyzerſoldat ſeinen Kaputrock und ſeine Kappe zu; ein Anderer verkleidete ſich in einen Suppenmann; ein Dritter in einen Waſſerträger. Flogen ſo zu Dutzenden aus."

„Und warum biſt dann du ſitzen geblieben?"

„Was meinſt, ich hätte auch nur für eine Viertelſtunde ſolch einen miſerabeln Luzernerſpinner oder Ländlerlader vorſtellen mögen? Das wäre gut für deinesgleichen geweſen, Keßler, aber nicht für den Dragonerruedi!“ —

Steffen, dermaßen vom Dragoner zurechtgewieſen, fand für gut, das Maul zu halten. Ruedi aber beſtellte noch eine Flaſche, um ſeinen vom Erzählen ausgetrockneten Gaumen anzufeuchten. —

Begleiten wir ihn, als er endlich — erhitzt vom genoſſenen Getränke und dem vielen Sprechen — das Wiethshaus verläßt, nach Hauſe.

Viele ſagten, Ruedi ſei mit dem Glückskäppchen geboren. Seinen Vater, deſſen einziger Sprößling er war, hatte man nur den dicken Müller geheißen. Als der dicke Müller einmal nach Tiſch an einem Schlagfluſſe ſtarb, während Ruedi eben als Rekrut die Militärinſtruktion mitmachte, hinterließ er ſeinem Sohn, wie es hieß, nebſt der Mühle noch ein Schönes an Gülten, alten Brabäntern und glitzernden Berndublonen. So viel ſtand feſt, daß Ruedi ſchon bei des Vaters Lebzeiten ſtets mit Thalern in der Taſche klimperte. Die Mutter ſtecke ſie ihm zu, wurde von denen behauptet, die mit dem Hauſe näher bekannt waren.

Die Mühle ſtand nächſt der Landſtraße an

einem breiten Forellenbach. Sie sah zwar etwas altersgrau aus, aber deßhalb nicht minder stattlich, denn sie war größtentheils aus Sandsteinquader erbaut, der Dachstuhl von auserlesenem Holz, schwarz angeraucht, aber kerngesund, die Ziegel wettergebräunt gleich alten Kriegern, aber gestählt gegen jeden Winterfrost.

Als jedoch der Vater gestorben war, fanden Ruedi und seine Mutter, es schicke sich nicht für Leute in ihren Umständen in einem solchen alten grauen Hause zu wohnen, dessen Stuben nur vertäfelt und nicht einmal gemalt und dessen Fenster nur mit runden Kreuzerscheiben geglast seien. Es wurden mit dem Steinhauer-, dem Maurer- und dem Zimmermeister Akkorde abgeschlossen, — mit dem Schlosser, Schreiner, Glaser, Maler und Tapezirer Rücksprache genommen; und nach Verfluß von zwei Jahren stand neben der Mühle ein nagelneues „Stöckli", blaßgelb getüncht, mit hellgrünen Jalousieladen und einem Dach von blaßrothen Ziegeln. Das Holzwerk in den Zimmern war mit weißer Glanzfarbe bemalt und alle Wände tapezirt, — das „Visitenzimmer" mit einer Tapete, welche die Geschichte von Paul und Virginie darstellte und die Bewunderung sämmtlicher Besucher erregte. Die andern Zimmer

hatten freilich mit gewöhnlichern Papieren vorlieb nehmen müſſen, die jedoch in Mannigfaltigkeit der Farben und ellenbreiten Bordüren das Möglichſte leiſteten, dem Schönheitsſinn — auf der Stufe, bis zu welcher er ſich im Dorf Matſtetten und der Umgebung emporgeſchwungen hatte — ein Genüge zu leiſten.

Als das neue Wohnhaus zur Zufriedenheit der Mutter und des Sohnes fertig war, paßten dann begreiflich die Möbel aus der Mühle nicht mehr hinein. Wie hätte man die uralten nußbaumenen Schränke, Bettſtellen, Schabellen und Tröge mit der altväteriſchen Schnitzelei in dieſe blank gemalten und geweißten Zimmer ſtellen dürfen? — Es wurde ein Tiſchler aus dem nächſten Städtchen beſtellt, der dann auch nach und nach das „Stöckli“ mit dem paſſenden Hausrath ausſtaffirte: Kommoden ſchön roth gebeizt mit Beſchläg von getriebenem Meſſingblech; Kanapee und Stühle mit gelb und rothem Wollendamaſt überzogen; Bettſtellen, zwar nur aus Tannenholz, aber ſo ſchön maſerirt und firniſirt, daß kaum der Hundertſte es für etwas Anderes als ächtes Mahagoni gehalten hätte. Damit ſelbſt das Tüpflein auf dem i nicht fehle, wurden bei einem hauſirenden Kunſthändler die vier Jahres-

zeiten und die vier Welttheile gekauft, nicht etwa nur ſchwarz, ſondern ſauber kolorirt, — dazu Glas und Rahmen beſtellt und die acht „Tafeln“ als Verſetzſtücke über die Paul- und Virginietapete gehängt.

Zwiſchen dem Haus und der Landſtraße wurde ſchließlich noch ein Blumengarten angelegt, weder im engliſchen noch im franzöſiſchen, ſondern im veredelten Emmenthaler Styl, — allerlei künſtliche geometriſche Figuren mit Buchs eingefaßt, mit Roſen, Nelken und Levkoyen bepflanzt und die ſchmalen Wege mit Gerberlohe beſchottert. Um dieſen Garten hatte ſich Ruedi eigentlich blutwenig bekümmert — er war kein beſonderer Blumenfreund —, ſondern die Anordnung und Beſorgung der Mutter überlaſſen. Nur das Departement der „Gartenſtecken“ hatte er ſich vorbehalten, der Stäbe, an welchen die ſchwanken Stengel der Roſen, Nelken und Georginen feſtgebunden werden. Dieſe hatte er in Hülle und Fülle angebracht. Sie waren ſämmtlich mit zinnoberrothen Knöpfen verſehen und ſpiralförmig weiß und grün, blau und gelb oder in andern zwei beliebigen Farben bemalt. Etliche größere und dickere Stäbe ſtanden, ſymmetriſch vertheilt, ſelbſtſtändig im Garten, ohne irgend einer Pflanze zur Stütze zu

dienen und trugen entweder kleine Windmühlen oder hölzerne Soldaten, welche bei Luftzug mit Säbeln gegeneinander schlugen und ebenfalls sehr sauber blau und roth bemalt waren. —

Nach dem Tode des dicken Müllers hatten Mutter und Sohn das Geschäft fortgeführt oder — richtiger gesprochen — dasselbe ging von selbst den alten gewohnten Gang. Der Bach lief nach wie vor, nicht stärker, nicht schwächer, und trieb das mächtige Rad; und das Rad trieb die schweren Mühlsteine; und die Knechte fuhren in der Kehre und brachten das Korn der alten guten Kunden in die Mühle nach wie vor. Indessen ward der neue Wohnstock gebaut und Ruedi fuhr mit seinem wohlgenährten glänzenden Braunen an die Schießen, die Kegelschieben und die Jahrmärkte; und allemal steckte er eine Hand voll von des Vaters sel. Brabäntern und etliche von dessen blanken Berndublonen zu sich und brachte selten mehr viel davon heim. Und als es darum zu thun war, den Maurer und Steinhauer, den Zimmermann, den Schlosser und Schreiner zu bezahlen, ging die Mutter ebenfalls über den Geldtrog, der nie leer wurde, so viel man auch daraus schöpfte. Der dicke Müller hatte nämlich als ein kluger Haushalter sein Geld nur an solide Schuldner ausgeliehen, die ihre

Batzen beisammen hielten und nun einer nach dem andern ihr Kapital auszubezahlen kamen, was dann — wegen den unruhigen Zeiten — nicht gleich wieder angelegt wurde, sondern in den unerschöpflichen Geldtrog wanderte.

Kein Wunder also, daß Ruedi von Allen, die ihn kannten, ein Glückskind geheißen wurde, der Geld habe so viel er wolle, und thun könne, was ihm gelüste. Da nun aber auf dieser Welt nichts vollkommen ist, so lagen auch diesem Schooßkinde der Fortuna zwei Dinge nicht recht, die ihm im Kopfe herum rollten, als er aus der Pinte nach Hause ging. —

Obwohl die Sonne längst unter und der Mond aufgegangen war, so wartete die Mutter dennoch draußen vor dem Hause auf der grünen Bank des vielgeliebten Sohnes, — bald auf das Klappern der Mühle und das Rauschen des Baches horchend, bald einnickend ob dem eintönigen Geräusch, dann wieder erwachend und lauschend, ob die wohlbekannten Tritte des Erwarteten noch nicht hörbar seien.

Endlich stand er vor ihr, aber sie bemerkte — eine Mutter kann auch bei Mondschein im Gesichte ihres Kindes lesen —, daß einige Falten der Unzufriedenheit auf seiner Stirne ruhten.

„Wo fehlt es, Ruedeli?“ — frug ſie beſorgt. Der junge Müller ſtampfte ungeduldig mit dem Fuß: „Immer Ruedeli und nichts als Ruedeli, als wenn ich noch immer das Büblein wäre, das euch vor zwanzig Jahren am Fürtuch hing! Wißt ihr's denn nicht, daß ich's nicht leiden kann, wenn ihr mich Ruedeli heißt?“

„Es thut mir leid, Rudolf“, — ſagte die Mutter und wiſchte mit dem Zipfel der Schürze eine Thräne aus den Augen. „Sei nur nicht höhn!“ — „Es war nicht ſo bös gemeint“, — beſchwichtigte der Sohn und ſetzte ſich neben ſie auf die Bank.

„Was fehlt dir denn eigentlich, Rudolf?“

„Du weißt wohl, Müetti. Des Schloßbauern Bäbeli fehlt mir. Daß es nichts von mir wiſſen mag, das cujonirt und ärgert mich.“

„Aber bedenke, Rudolf, ihr Vater hat ja nicht einmal einen eigenen Hof, ſondern iſt nur ein Lehenmann! Das Bäbeli iſt ja viel zu ſchlecht für dich, der du unter den reichſten Bauerntöchtern im Kanton auswählen kannſt.“

„Ich mag drum keine Andere!“

„Aber die Schloßbäurin iſt ja verhürſchet im Kopf. Denke dir die Schande, eine Närrin in der Familie zu haben.“

„Meinetwegen!“

„Und weißt du nicht, was man im Dorfe ſchwatzt? Es ſei etwas nicht richtig bei der Sache.“

Der Dragonerruedi ſprang ungeduldig vom Banke auf und ſtampfte mit dem Fuß das aus flachen Fluß-Kieſeln künſtlich zuſammengeſetzte Pflaſter: „Ich will drum das Bäbeli und muß es haben!“

Die Mutter war nicht gewohnt, dem Sohne lange zu widerſprechen, ſondern ſchwieg, obwohl ſie für die Zukunft ihres Einzigen längſt Pläne entworfen hatte, die weit über des Schloßhanſen Bäbeli hinausflogen. —

Der junge Müller ging brummend zu Bette; er wälzte ſich jedoch noch lange ſchlaflos hin und her, ſei es, daß ſein robuſtes Nervenſyſtem doch endlich die Wirkungen des Alkohols zu fühlen begann, welchen er trotz ſeinen jungen Jahren ſchon in erſtaunlichen Quantitäten als Bier, Wein und Schnapps in ſich hinein gegoſſen hatte; ſei es, daß ungewohnte Leidenſchaften ihn ſtachelten. Es iſt nämlich zu wiſſen, daß ihn — nebſt der Liebe — noch eine zweite Mücke geſtochen hatte, der Ehrgeiz.

Vor ſeiner Kriegsgefangenſchaft hatte ſich Ruedi eigentlich blutwenig mit Politik beſchäftigt.

Hatte er ſich zu den „Liberalen“, den „Freiſinnigen“, den „Männern des Fortſchritts“ oder den „Weißen“ — wie man damals in der Gegend von Matſtetten die Partei nannte, die ſeit 1831 am Brett war — gezählt, ſo war es wohl bloß deßhalb geweſen, weil auf den Schießplätzen weiß eben Trumpf war; — und aus Oppoſition gegen den Schloßherrn, der dann doch im Dorfe immer noch zehnmal mehr galt und bedeutete, als der dicke Müller und ſein Sohn, ſo reich ſie auch von den Leuten gehalten wurden. Erſt in der Jeſuitenkirche zu Luzern erhielt der Dragoner die rechte politiſche Weihe. Da wurde er von etlichen mitgefangenen Schulmeiſtern und Zeitungsſchreibern erſt recht gründlich über die Finſterniß des Mittelalters, über die Boshaftigkeit der Feudalherren und ihrer Nachkommen, der Ariſtokraten, über den großen teufliſchen Bund der letztern mit den Jeſuiten und über das Heil unterrichtet, welches am 28. Juli 1830 über die Welt gekommen ſei, wo endlich die große Wahrheit, an die vorher kein Menſch gedacht, entdeckt worden ſei: daß nicht nur die „Herren“ berufen ſeien, zu regieren, ſondern daß hiezu auch andere Leute, unter andern reiche Müllersſöhne, die ganz gleichen Fähigkeiten und Anſprüche hätten.

Dieſe letztere Wahrheit insbeſonders hatte in ſeinem Gemüthe gezündet. Er hatte es zwar ſchon längſt dunkel geahnt, aber erſt jetzt war es in ihm zum klaren Bewußtſein gekommen: ſein Beruf war das Regieren. Hatte er ja ſchon als kleiner Bube die Mutter regiert und alle Knechte und Mägde im Hauſe gemeiſtert, daß ihm keines auch nur zu widerſprechen wagte. Nun war er gar noch durch ſeine erlebten Abenteuer eine wichtige, intereſſante und gefeierte Perſönlichkeit geworden, mindeſtens dort, wo er ſeine bleibende Reſidenz aufgeſchlagen hatte, in der Pintenſchenke zu Matſtetten.

Mit dem feſten Vorſatz, des Schloßbauern Bäbeli zur Frau zu bekommen und — zum Beginn ſeiner politiſchen Carriere — bei den nächſten Wahlen Großrath zu werden, ſchlief er endlich ein. Und was war ihm je noch verweigert und vorenthalten worden — mindeſtens vom Müetti—, was er ſo recht gewünſcht und gewollt? —

## Siebentes Kapitel.

### Den Schützen trifft sein eig'ner Pfeil.

Wir haben es im Arbeitskabinet des stolzen Schultheißen von Bern selber erlauscht, daß er bei Gelegenheit der Freischaarenzüge gegen Luzern zwei Fliegen mit einem Schlage zu klappen gedachte. Die eine derselben war nun freilich entwischt. Gegen die legitime Regierung von Luzern konnte er seine Bataillone nicht marschiren lassen. Es konnte weder von interveniren, noch von okkupiren mehr die Rede sein. Luzern und die Urkantone dachten weniger als je daran, nach Berns Geige zu tanzen. Die raison d'état hatte hier ihren gestrengen Verehrer im Stich gelassen.

Um so empfindlicher sollte nun die zweite Fliege getroffen werden, die radikale Opposition, die sogenannte junge Schule, — und zwar zu allererst in ihrem grauen Haupte.

Das Erste, was Fritz erfuhr, als er nach einem Rasttag unter seines Vaters Dach in die Residenz und seine Schreibstube zurückkehrte, war die

Nachricht, daß ſein alter Lehrer, der Barrikadenprofeſſor, von dem Lehrſtuhle abberufen worden ſei, den er inne gehabt. Durch dieſen Machtſpruch hatte man jedoch den alten Immergrün keineswegs entwaffnet. Hatte er ja von jeher ſeinen Katheder nicht ſowohl im Hörſaale als in der Kneipe aufgeſchlagen gehabt, wo er nach wie vor alten und jungen Studenten Vorleſungen über die Musterrepublik hielt, in welcher es weder Schultheißen noch Polizeidirektoren, weder Gerichtspräſidenten noch Regierungsſtatthalter mehr geben, ſondern das Volk in persona regieren und richten ſollte.

Als man ſah, daß ſeine Abſetzung eine illuſoriſche ſei, durch welche er ſich durchaus nicht geniren laſſe, eine unbequeme Oppoſition zu machen, da wurde er — kraft der raison d'état — als Ruheſtörer aus dem Kanton gewieſen. Nachdem er dem ſtolzen Schultheißen eine geharniſchte Proteſtation in's Geſicht geſchleudert, ſchüttelte er den Staub von ſeinen Füßen und zog nach jener raurachiſchen Stadt, dem damaligen europäiſchen refugium peccatorum, wo alle politiſchen Zöllner und Sünder, denen in andern ſtaatlichen Gemeinweſen die Rolle der Hunde im Kegelſpiel zugetheilt war, Aufnahme und Zuflucht fanden.

Von da an wurde die Regierung von Bern

die Zielscheibe des gesammten groben Geschützes aller radikalen Zeitungsschreiber der Eidgenossenschaft. Durch dieses Höllenfeuer wurden bald die wenigen schwachen publizistischen Batterien der raison d'état demontirt und zum Schweigen gebracht. Der stolze Schultheiß — so sehr es ihn ärgerte — mußte fühlen, daß zu unserer Zeit, wo die öffentliche Meinung die stärkste Macht im Staate ist, selbst der Kaiser aller Reußen eines Moniteurs bedarf, der seine Regierungsmaßregeln vertheidigt und die lauten oder stillen Einwürfe und Angriffe seiner Gegner bekämpft und widerlegt. —

Es mochte in dieser Zeit der politischen Bedrängniß sein, als der Flüchtling Schwalbe zum Chef der Polizei berufen wurde. Seine Schicksale waren seit jener mißbeliebigen Scene bei dem Emmenthaler Wirth, der sich geweigert hatte, ein miserables Fäßchen Bier auf den Altar der Menschheit zu legen, höchst bewegt und mannigfaltig gewesen. Während einiger Zeit hatte er als Organist in einer der Kirchen der Stadt fungirt, kam aber, da er von einem Brodneider als Straußianer denunzirt wurde, bald wieder von diesem angenehmen Posten. Hierauf wurde er Sonntagslehrer eines Gesellenvereins, bis den

Mitgliedern der Einfall kam, es wäre vernünftiger, den Batzen, den jeder wöchentlich als Schulgeld beizutragen hatte, für Getränke zu verwenden, was auch ein geistiger Genuß sei und wovon man doch zuweilen etwas nach Hause trage, nämlich einen Rausch, während Schwalbe's Vorlesungen über Fourier und St. Simon, über Freihandelssystem und Creditanstalten lange nicht diese nachhaltige Wirkung ausübten. Später war er als Buchhalter und Korrespondent bei einem Käshändler eingetreten, hatte jedoch nach einiger Zeit diese Stelle freiwillig wieder aufgegeben, des schlimmen Geruchs wegen, in welchen zu gerathen er bei seinen Freunden und Freundinnen Gefahr lief. Aus dem Dienste des Käshändlers trat er in jenen eines Verlegers „guter Schriften", mit dem speziellen Auftrag, „moralische Erzählungen für die reifere Jugend" zu zwei Fünffrankenthalern das Stück zu schreiben, jedes zwei compresse Druckbogen stark.

Schwalbe schwitzte in seiner Dachkammer — es war im hohen Sommer — eben an Nummer drei seiner „moralischen Erzählungen", von denen er, um Kostgeld und Logis bezahlen zu können, mindestens eine per Woche produziren mußte, als eine Citation des Hrn. Polizeidirektors zu ihm gelangte.

Die Polizei übt bekanntlich auf die meiſten deutſchen Naturen, mögen ſie noch ſo revolutionär geſinnt ſein, den Zauber einer Klapperſchlange aus. Schwalbe ſprang von ſeinem Schreibtiſch auf, fuhr in ſeinen Flaus — ach den einzigen, den ſein er nannte — und machte ſich, da ihm ohnedieß die unerwartete Botſchaft den Faden ſeiner moraliſchen Erzählung entzwei geriſſen, auf die Sohlen, dem erhaltenen Befehl ſogleich nachzukommen. Unterwegs bemühte er ſich herauszubringen, warum ſich die Polizei wohl wieder um ihn bekümmere. Hatte vielleicht der Bundestag in Frankfurt die Ausweiſung des deutſchen Mazzini — Hermann Schwalbe hielt ſich für nichts Geringeres — unter Kriegsandrohung von der Schweiz verlangt? Oder war den Behörden etwas von der hinreißenden Volksrede zu Ohren gekommen, die er an jenem verhängnißvollen Abend vor dem Geſellenvereine gehalten und in welcher er ſich einige kühne Angriffe gegen die Lehre der Heiligkeit des Eigenthums erlaubt hatte, — worüber, wie er einzuſehen Gelegenheit gefunden, ſelbſt die radikalſten Schweizer keinen Spaß verſtehen? —

Der Polizeidirektor empfing den Eintretenden zu deſſen Erſtaunen mit einem nicht ungnädigen Lächeln.

„Verſtehen Sie ſich auf's Zeitungsſchreiben?“ — begann das Verhör.

„Dem Herrn Polizeiminiſter zu dienen. Ich hatte die Ehre, ſechs Monate lang Redakteur des Lahrer Volkstribuns zu ſein.“

„Sie können mir mit Ihrer Feder dienen, wenn Sie wollen; es ſoll Ihr Schaden nicht ſein,“ — erwiederte der Chef der Polizei. „Wir beabſichtigen eine Zeitung zu gründen, welche die Regierung gegen die unverſchämten Angriffe einiger verbrannter Köpfe vertheidigen ſoll.“

„Gouvernemental habe ich noch nie geſchrieben,“ — war die einigermaßen verlegene Antwort. „Ich ſtand ſonſt ſtets bei der Oppoſition.“

„Sie werden es lernen. Der Gehalt für den Redaktor unſeres neuen publiziſtiſchen Organs, der aus dem Kredite für geheime Polizei beſtritten werden ſoll, iſt auf zweitauſend Franken feſtgeſetzt.“ —

Zweitauſend Franken und zwar alte Schweizerwährung, — eine ſehr reizende und verführeriſche Ausſicht für einen Literaten, welcher einen einzigen Flaus ſein eigen nennt und moraliſche Erzählungen für die reifere Jugend um zwei Thaler das Stück ſchreibt! — Es begann eine wohlthuende Wärme Schwalbes Glieder zu durchſtrömen.

„Wollten vielleicht der Herr Polizeiminiſter ſo gewogen ſein, mir das Programm des neuen Blattes mitzutheilen?“ —

„Vor Allem unbedingte Parteinahme für die Regierung und ihre Handlungen unter allen Umſtänden. Für Alles, was ſie thut und unterläßt, müſſen Sie ein lobendes, anerkennendes oder mindeſtens rechtfertigendes Schlagwort haben. Sie müſſen dem Volke unwiderleglich beweiſen, daß wir es gut mit ihm meinen.“

Schwalbe verbeugte ſich beiſtimmend. Auf des Polizeidirektors Geſicht erſchien ein lauerndes Lächeln. „Hat Ihre Feder auch einen Stachel? Können Sie ſchimpfen?“ —

„Wie ein Rohrſperling!“

„Wollen Sie aber auch Ihre Peitſche da gebrauchen, wo wir es für gut finden, — zur Züchtigung jenes alten ausgejagten Anarchiepredigers und ſeiner Schüler, die uns aus jedem Winkel hervor ankläffen?“ —

Das war freilich eine harte Nuß für Schwalbe. Er hatte nicht nur Salz gegeſſen mit dem würdigen Profeſſor des revolutionären Staatsrechts, ſondern auch manche gute Flaſche mit ihm geleert und nichts daran bezahlt. Er hatte tief hineingeſchaut in die ſchönen Augen ſeiner Nichte. Er

trug noch jetzt bei Regenwetter Fritz Waldmanns Paletot. Aber ein drohendes Ungewitter zog sich auf des Polizeidirektors Stirne zusammen.

„Sie besinnen sich Partei gegen den alten Störefried zu nehmen? — Freilich! Ich entsinne mich gehört zu haben, daß Sie zur Zeit mit dieser sogenannten jungen Schule auf bestem Fuße standen. Eine vortreffliche Empfehlung bei der Polizei! Haben Sie vielleicht Lust nach Deutschland zurückzukehren? Oder fühlen Sie etwelche Neigung als französischer Fremdenlegionär ein Paar Feldzüge gegen die Kabylen mitzumachen? — Ich bitte zu bedenken, daß es in meinen Händen liegt, Sie noch heute über die Grenzen zu schicken." —

Schwalbe fühlte weder zur einen noch zur andern der ihm vor Augen gehaltenen Eventualitäten einen besondern Beruf. „Ich bin bereit, dem Herrn Polizeiminister in allen Stücken gefällig zu sein." Dieser klopfte ihm beifällig auf die Schulter.

„Aber nun noch Eines: Sie übernehmen alle Verantwortlichkeit für unser Blatt? Sie halten den faulen Aepfeln, die unf're Gegner auf uns schleudern, den Rücken dar." — Schwalbe lachte. „Ein Mann von der Feder hat ein gutes Leder. Sottisen so viel Sie wollen, — ich schüttle mich. Nur keine Prügel."

„Für letztere würden Sie besonders honorirt,“ — beschwichtigte der Polizeichef.

Bei Erwähnung dieser Honorarzulage war es dießmal keine angenehme Wärme, sondern ein mißbeliebiges Jucken, welches Schwalbe in den Gliedern fühlte.

„Also abgemacht! Sie übernehmen die Redaktion unseres gouvernementalen Organs, — Sie bemühen sich von nun an, nach Kräften und mit Aufwand aller Ihrer Federfertigkeit dem Bernervolke begreiflich zu machen, daß Alles, was wir gethan haben und noch thun werden, zu seinem Besten sei; — Sie werden uns're Gegner als Volksverführer und politische Hanswurste darstellen; — Sie werden allen Artikeln, die von mir oder durch mich eingeschickt werden, Ihren Namen verleihen; — Sie werden schimpfen und sich ausschimpfen lassen: wofür Sie vierteljährlich aus der Polizeikasse fünfhundert Franken zu beziehen haben.“ — Nach diesen Worten neigte sich der Polizeidirektor vertraulich zu des neugebackenen Redaktors Ohr und fügte halbleise bei: „Sparen Sie dann auch den Weihrauch nicht für unsern Serenissimus. Die Olympier lieben diesen Duft.“

Vierzehn Tage später erschien unter der Firma

des Dr. Hermann Schwalbe die erste Nummer des neuen Moniteurs.

— Fürsprech Fritz Waldmann ist wieder in seine dämmerige Schreibstube, Junkerngasse Schattseite, eingezogen. Die Geschäftsstunden sind vorbei, sämmtliche Bureaux der Bärenstadt geschlossen. Nichtsdestoweniger sitzt er noch bei Lampenlicht an seinem schwarzlakirten Pult und schreibt, — jedoch weder Replik noch Duplik, sondern einen Brief und zwar an Fräulein Franziska, welche ihrem Oheim in die Verbannung gefolgt ist.

Schauen wir ihm über die Schulter.

„Lieber Kriegskamerad, — so tituliren Sie mich! Ja freilich — gewesen, aber nimmer wieder! In jener unangenehmen Viertelstunde, als wir auf der Brameck hinter dem Stroh versteckt waren, gelobte ich mir's: ich freischäärlere niemals mehr. Wär's nicht so stich-stockfinster gewesen, Sie hätten es selber sehen können, wie mich die Glut der Schamröthe übergoß, als die erwildeten Landstürmer, welche unser liebe Wirth zwei Stunden weit in den April geschickt hatte, Haussuchung hielten. — Melden Sie Ihrem Herrn Oheim, ich lasse mich bestens empfehlen und ihm sagen, er möge doch gefälligst den Artikel „bewaffnetes Volksheer" aus seiner Revolutions-

Encyklopädie ſtreichen, da daſſelbe keinen Pfifferling tauge. Ich wolle mich anheiſchig machen, mit zwei Dutzend Rekruten, welche vierzehn Tage lang in der Inſtruktion geweſen und Ordres pariren gelernt haben, ein ganzes Regiment für die gute Sache mit dem Scheibenſtutzer in's Feld ziehender ſouveräner Bürger auseinander zu jagen.

„Wie geht's mit dem Schnupfen, den Sie ſich bei unſ'rem nächtlichen Uebergang über den Napf geholt haben? Ich höre, die wackern Rauracher gedenken Sie dafür mit einem Pfläſterchen zu entſchädigen, mit einem Bürgerbrief für den tapfern Fourier der freiwilligen Schützenkompagnie. Ich gratulire Ihnen dazu. Das ſchweizeriſche Bürgerrecht iſt wohl einen Schnupfen werth, beſonders für eine kleine Revolutionärin, wie Sie, die es nun doch ein für allemal mit ihrem angeſtammten Landesvater verdorben hat.

„Ich für meinen Theil befinde mich ſeit unſ'rer gemeinſchaftlichen promenade militaire ganz wohl, — den Aerger abgerechnet, welchen ich über die Miſerabilität meiner Landesväter empfinde. Dieſe Leute bilden ſich ein, Staatsmänner zu ſein und glauben, es gehöre zum Handwerk, diplomatiſche Volten zu ſchlagen. Erſt drückten ſie beide Augen zu, als die Freiſchäärlerei vorbereitet wurde,

hetzten und halfen im Stillen. Nun, da die Sache gefehlt, verläugnen ſie uns, wie Petrus den Herrn, ſchicken Ihren verehrten Oheim in's Exil und machen Miene, Jeden, der den tollen Streich mitgemacht, ſeiner Aemter und Stellen zu entſetzen. Dieſe Doppelzüngigkeit bricht ihnen den Hals. Nicht lange und Ihr Herr Oheim wird wiederkehren und zwar unter Glockengeläute und durch Ehrenpforten mit patriotiſchen Inſchriften. Sagen Sie, ich hätt's geſagt! —

„Ich beſitze als guter Berner zwei Bären, die auf meinem Pulte ſitzen, — als Briefbeſchwerer. Sie ſehen ſich ähnlich, wie ein Ei dem andern; nur iſt einer von Metall, der andere nur von Gips, aber bronzirt. Dieſe zwei Bären ſind mir die Symbole unſ'rer frühern ariſtokratiſchen und unſ'rer jetzigen liberalen Regierung. Beide taugen zu nichts als zum Läſten, — das Loſe durch den Druck zuſammenzuhalten, damit der Wind es nicht auseinander bläst; nur daß der eine einigen innern Metallwerth hat, der andere nur hohler täuſchender Gips iſt. Ich betheure Ihnen, Fräulein: tauſendmal lieber unſern Junker Oberherrn zum Landvogt, als einen dieſer Dorfmatadoren zum Regierungsſtatthalter, — lieber einen Steiger zum Schultheißen, dem das Regieren gewiſſer-

maßen schon im Blute liegt, als einen doktrinären Krämer!

„Aber das soll anders werden. Es gährt etwas im Volk und fängt an Blasen zu treiben. Man mag sich nicht mehr damit begnügen, jedes fünfte oder sechste Jahr einmal in Urversammlungen Wahlmänner zu wählen, welche Großräthe wählen, welche Regierungsräthe wählen, die dann regieren d'après leur bon plaisir — Demokratie in der dritten oder vierten Verdünnung! Das Volk will selbst etwas zu sagen haben, — seine Souveränität soll eine Wahrheit werden; dieß ist vorläufig unser Programm. Und sind wir einmal mit dem Kanton Bern, dem fünften Theil der Schweiz, so weit, so wollen wir sehen, ob nicht auch mit der Eidgenossenschaft etwas anzufangen und ihr der Fünfzehner-Zopf abzuschneiden sei. Wir andern Radikalen, Revoluzer und Umsturzmänner erfreuen uns einer wahren Katzennatur: stürzen wir irgendwo von einem Dache herunter oder werden wir zu irgend einem Fenster hinausgeschmissen, so fallen wir stets auf die Füße, schütteln uns und sind aufgelegter zum Beißen und Kratzen als je. Ist's uns mißglückt, das Jesuitenregiment in Luzern über den Haufen zu werfen so wollen wir jetzt — und zwar mit bessern

Waffen — unſ'rem Dorfmagnaten- und Kleinſtädterregime zu Leibe. Wird zwar ein hart Stück Arbeit ſein; denn all dieſe Regierungsräthe, Präſidenten, Statthalter, Schaffner und Schreiber bilden eine anonyme, auf Gegenſeitigkeit baſirte Seſſelaſſekuranzgeſellſchaft und hangen zuſammen wie Kletten. Gelingt es uns, dieſen verfilzten Froſchlaich zu zerreißen, ſo werden auch Sie, theuerſter freiwilliger Schützenfourier, und unſer verehrter Herr Profeſſor wieder in unſ're Mauern einziehen. Dann werde ich nicht ermangeln, die Fenſter meiner Schreibſtube mit Mooskränzen zu verzieren oder — bei allfälliger Nachtzeit — meine Ampel davor zu ſtellen. Empfangen Sie unterdeſſen die ebenſo ehrerbietigen als herzlichen Grüße Ihres Unglücksgenoſſen und geweſenen Zeltkameraden.“ —

Bayerische Staatsbibliothek München

**Ende des erſten Bandes.**

Buchbinderei
H. Pantele
85376 Massenhausen
Tel.: 08165 - 80121